Mor.
1297
k

UB Augsburg
N8<34048151
N8<34048151

Mor. 1297 k

<36634799130010

<36634799130010

Bayer. Staatsbibliothek

UB Augsburg

34048151

III A / 815 224 / ~~DP 6000~~ 5365.771
4

22. 23.

Joseph Mair.

Lehrreiche

Gedanken

mit kleinen Begebenheiten

zur

Bildung eines edlen Herzens in der Jugend.

von

Matthias Schönberg

d. G. J.

1771.

BIBLIOTHEK CASSIANEUM
DONAUWÖRTH.
G07
Bayerische
Staatsbibliothek
München
Universitätsbibliothek
Augsburg

An den Leser.

Junge Leute müssen denken lernen; und sie lernen es niemals leichter, niemals begieriger, als durch Beyspiele, die ihren Vorwitz reitzen. Ohne dieß sind oft die kernhaftesten Lehrsätze wie eine ungesalzene Speise, wenigst bey der Jugend, welche

den innern Werth eines obschon auserlesensten Denkspruches zu erwägen sich nicht gerne Mühe giebt. Man muß ihnen also die Grundsätze mit Begebenheiten würzen, und, man muß ihnen die Gedanken, wie das Brod vorschneiden, damit sie denken lernen. Aber, nur auserlesene, von allem, was schädlich, falsch, oder nachtheilig seyn möchte, sorgfältigst geläuterte, und so viel als möglich, nur edle Gedanken; wenn man anders bey der Jugend, so, wie es jeder Vater wünschet, den Verstand aufklären, und ein edles Herz bilden will.

So dachte ich, da ich, als ein Freund der Jugend, gegenwärtige Sammlung zu machen des Schlusses wurde. Es sind Gedanken über zerschiedene Gegenstände, worüber junge Leute sowohl als jene, derer Erziehung etwann vernachläßiget, oder sonst ist verunglücket worden, gesunde Begriffe nöthig haben.

Ich nenne sie lehrreiche; und wenn diese Gedanken dieß Ehrenwort vielleicht nicht verdienen, in so weit sie die Meinen sind: so verdienen sie es doch gewiß, weil sie großentheils aus großen Männern geborget, ob sie schon auch aus diesen niemals ganz und

geradehin nur ausgeschrieben sind. Genug für mich, wenn ich der Jugend nur nützlich bin; ja, man wird dem arbeitsamen Fleiße der Biene das Lob nicht absprechen können, wenn schon diese anders auch nichts gethan, als nur gesammelt hätte.

Lehrreiche Gedanken

mit kleinen

Begebenheiten.

I. §.

Vom Adel.

Es giebt Leute die den Adel verdienen; es giebt andere, die ihn nur erben; und wieder andere, die ihn zugleich erben und verdienen: denn, obschon der Adel erblich ist, so sind es doch nicht die Verdienste, die in Ansehung jenes eben das sind, was der Kern gegen die leere Schaale ist. Lächerlich wäre es also, wenn jemand wegen ho=

her Ahnen allein sich groß dünken wollte; eben so lächerlich, als es ein junger Stutzer ist, der mit entlehnten Kleidern sich auf der Gasse brüstet, die er doch weder zu bezahlen, noch zu verdienen im Stande ist. —

„Mir ist mehr daran gelegen, daß ich ge„lehrte, und geschickte, als das ich adeliche Leute „um mich habe,“ sagte die einsichtvolle Königinn von Schweden, *Christina*, diese würdige Tochter des großen *Gustav*.

Ein junger Mensch bath einst den *Antigonus* um eine besondere Gnade, weil seine Voraltern sich um das gemeine Wesen besonders verdient gemacht hätten. *Antigonus* fragte ihn, ob er dann nicht selbst im Stande sey, durch eigene Verdienste sich der gesuchten Gnadenbezeigung fähig zu machen, weil es doch auf einen jungen Menschen sehr übel stünde, wenn er es bloß auf die Verdienste seiner Voraltern wollte ankommen lassen.

II. §.

Vom Alter.

Wer gerne eines dauerhaften Alters genießen will, der muß bey Zeiten anfangen gleichsam alt zu werden. Und dieß geschieht auch wirklich, wenn man nur bey Zeiten anfängt die Weisheit zu lernen, und seine bösen Anmuthungen mit allem Ernste zu bezwingen; denn der Sieg über sich selbst ist das Höchste der Weisheit, sprach Diogenes. Ein lasterhaftes Leben aber ist ein fruhzeitiges Grab der späten Jahre, nnd eine traurige Vorspanne des herzueilenden Todes.

Von dem berühmten Bacon, nachmaligen Kanzler in England, sagt die Geschichte: daß man die Spuren eines ehrwürdigen Alters, die Vorzüge des Schriftstellers, des Advocaten, des Philosophen und des guten Bürgers, schon vor der gewöhnlichen Zeit auf seiner Stirne gelesen, und bey ihm wahrgenommen habe; weil er sich bey guter Zeit, nämlich schon in seiner Jugend, mit allem Ernste um selbe beworben hatte. Die kluge Antwort, die er, als noch ein Knab, der Königinn Elisabeth gegeben, trifft gar wohl zu.

Die Königinn fragte den Kleinen, wie alt er wäre: worauf dieser mit großer Bescheindenheit antwortete: „Mein Leben beträgt zwey Jahre we„niger, als die glückliche Regierung Ew. „Majestät.

III. §.

Von der Arbeitsamkeit.

Anhaltende Arbeit überwindet gemeiniglich auch die größten Hinderniße. Sie ist allezeit lobwürdig, und nicht selten eben so glücklich.

Dem **Aliattes**, König von Lidien, begegnete einsmals ein fremdes Weib aus **Thracien**, welches einen Krug Wassers auf dem Kopfe trug, dabey mit ihren Händen strickte, und noch überdas ein Pferd von der Tränke zurückführte, davon sie den Zaum an ihrem Gürtel befestiget hatte. **Aliattes** bewunderte diese Seltenheit des arbeitsamen Fleißes, und er schickte sogleich einige Gesandte an den thracischen König **Thetis**, um aus dessen Lande einige dergleichen Colonisten zu haben; weil er für gewiß hielt, daß so arbeitsame Leute auch in andern Dingen allezeit die Beßten seyn würden.

IV. §.

Vom Aeußerlichen in den Geberden.

Eine äußerliche Wohlanständigkeit ist für den Leib eben das, was ein gesunder Verstand in Ansehung der Seele ist. Man soll demnach in seinem Aeußerlichen allezeit sittsam seyn, und auch gegen sich selbst gleichsam eine gewiße Ehrerbietigkeit beobachten, die man niemals verlieren darf, wenn man will, daß auch andere uns dieselbe niemals versagen sollen.

Der zuvor angerühmte **Bacon**, den man heut für einen der größten Geister unter den Philosophen schätzet, pflog zu sagen: **daß die Ehrerbietigkeit gegen sich selbst ein Zaum sey für alle Laster.** Aber auch eben er war ein schöner Beweis dieser schönen Lehre. Denn sogar seine Feinde fanden nichts an ihm zu tadeln: dermassen sittsam, und eben darum höchst angenehm war seine ganze Person. Und, wie es seine Lebensgeschichte meldet, so dorfte man ihn

nur

nur sehen, um für ihn eingenommen zu werden, und ihn zu lieben, auch ehe man noch seine Verdienste kannte.

V. §.

Vom Aeußerlichen in der Andacht.

Durch äußerliche Frömmigkeit sich verstellen, ist ein elender Betrug, der gemeiniglich nur dem Betrüger schadet. Aber die innerliche Andacht öffentlich nicht gerne bekennen; die äußerlichen Zeichen der Ehrfurcht und Anbethung geringe achten, oder leichtsinnig tadeln, und schier alle seine Religion nur im Herzen tragen wollen: dieß ist der scheinheilige Vorwand gewißer Witzlinge, die wirklich eine Gattung der boshaftesten Leute sind. Sie sind nicht nur Betrüger; weil sie in einer wichtigen Sache, als die Religion ist, einen so falschen Grundsatz für ächte verkaufen, sondern sie sind zugleich durch ihr schädliches Beyspiel die öffentlichen Verführer der Unschuld, von welchen die Schrift bey Matth. am 13. Kap. saget: **Wehe euch! weil ihr das Himmelreich den**

Men-

Menschen zuschließet; denn ihr selbsten gehet nicht hinein, und andere, die hinein wollen, die lasset ihr nicht: nämlich eures Aergernisses wegen. —

Du sollst GOtt deinen HErrn lieben aus ganzem deinem Herzen. Nicht genug; nicht nur innerlich nämlich, sondern auch aus allen deinen Kräften sollst du deinen GOtt lieben ꝛc. Das ist, auch durch eine äußerliche, und zwar allzeit höchste Ehrerbietung, weil für den Allerhöchsten nur die höchste, und keine geringere erklecklich ist. Dieß ist der Befehl GOttes, Deut. am 6.; und bey Matth. am 5. Kap. saget es dir eben dein GOtt abermal: Euer Licht soll vor den Augen der Menschen also leuchten, daß man eure gute Werke öffentlich sehe, und den Vater, der im Himmel ist dadurch lobe; — — denn, wenn ich der Vater bin, wo ist die Ehre, so ihr mir schuldig seyd? fraget er bey Malach. am 1.

Junge Stutzer, die ihr in unsern geheiligten Kirchen durch eure ärgerlichen Frechheiten euch großdünket, was werdet ihr Elende einst hierauf antwor-

antworten dem Allerhöchsten, vor dessen Majestät euch an jenem großen Tage, das Mark in euern Beinern erzittern und starren wird? — da, wenigst da, werden diese starken Geister ihre schandvollen Schwachheiten fühlen.

Ein Favorit bey Hofe, der sich einst in Gegenwart seines Königes große Freyheiten herausgenommen hatte, entschuldigte sich, mit Vermelden: daß seine Mejestät dessen ungeachtet von seiner tiefesten Ehrfurcht und Ergebenheit vollkommen versichert wären. „Mit dem allein ist mir „nicht bedienet,“ ließ ihm der König nebst der Ungnade bedeuten, und schafte ihn vom Hofe.

Als die große und heldenmüthige Königinn Maria Stuart schon auf der traurigen Todesbühne stund, und ein Crucifixbild in der Hand hielt, sagte der Graf von Salisbury zu ihr: Madame! wozu dienet das Crucifixbild? man muß Christum im Herzen, und nicht in Händen tragen. — „Im Herzen und in den Händen „zugleich,“ antwortete sehr weislich die gottselige Königinn.

VI. §.

VI. §.

Von der Aufrichtigkeit.

Die Aufrichtigkeit soll nicht in Grobheit, weder in Einfalt ausarten. Grobe Leute sind allezeit verhaßt, und die Aufrichtigen werden allezeit geliebt, aber auch oft betrogen, wenn sie einfältig sind. — Seyd einfältig, in der Unschuld euers Herzens, wie die Taube; aber, seyd zugleich nicht minder klug, als wie die vorsichtige Schlange, sagt der göttliche Lehrmeister bey Matth. am 10. Kap.

VII. §.

Von der Beleidigung.

Wenn jemand so vermessen wäre, daß er über ein Bildniß Christi, des göttlichen Erlösers schmähen, spotten, oder schimpfen wollte, so würde man dieß, bey uns Christen, jederzeit als eine der verfluchtesten Lasterthaten ansehen, und verdammen. — Ist aber nicht jeder Mensch ein Ebenbild GOttes? ein Ebenbild Christi, auch sogar dem Leibe nach? — und zwar nicht nur ein mit Farben entworfenes, ein nur aus Holz, aus

Stein,

Stein, oder Erz geschildertes, sondern ein wahres und lebendiges Bildniß Christi, der im Fleisch erschienen, und unser Bruder geworden ist? — Und wenn auch dieß alles nicht wäre, so sollte doch von aller Beleidigung unsers Nächsten uns abzuhalten schon erklecklich seyn jener Ausspruch des Erlösers, bey Matth. am 25. Kap. **Was ihr einem aus den Mindesten thun werdet, dieß habt ihr mir gethan.**

Es ist also in Wahrheit ein Wunder des Unglaubens, oder ein Abenteuer der Treuloßigkeit gegen das Gesetz des Christenthums, wenn man Christen sieht, die sich einander nicht lieben, die sich einander so leichterdingen verachten, oder schimpfen, betriegen oder sonst beleidigen können; und die dessen ungeachtet Christen seyn, und Christen heißen wollen; da sie doch einen so großen Namen nur zu ihrer größten Schande tragen.

„**Aendere deine Sitten, oder deinen** „**Namen**“ sagt der große **Alexander** zu einem seiner Soldaten, der zwar den Namen des Alexanders, seines Königes, aber ganz ungleiche Sitten hatte.

VIII. §.

Von der Belohnung.

Große Seelen dienen nicht um Geld. Man darf ihnen aber deswegen, oder unter anderem Vorwande, die Belohnung nicht entziehen, welches auch nur darum eine Ungerechtigkeit seyn würde, wenn diese für das Verdienst nicht hinreichend abgemessen wäre.

Ein tapfrer Soldat hatte in einem Treffen beyde Arme verlohren; und seyn Hauptmann wollte ihm einen Thaler schenken. „Ihr glaubet gewiß, mein Herr!“ erwiederte der Soldat mit einer Lebhaftigkeit, „daß ich ein paar Handschuh verlohren habe.“

IX. §.

Von der Bescheidenheit.

Man muß allzeit mit Bescheidenheit zur Sache gehen, und, nachdem es die Umstände erfodern, Gelindigkeit, oder Ernsthaftigkeit brauchen. Vor allen aber muß man daran seyn, daß man durch ein voreiliges Vergehen sich selbsten niemals

vergesse; weil man gemeiniglich mehr geneigt ist, der hochmüthigen Zornhitze seines unruhigen Herzens zu willfahren, und den Fehler des Nächsten zu strafen, als ihm solchen zu vergeben.

Einige Hofleute **Philipps** des **Schönen**, reitzten diesen Prinzen gegen einen Prälaten, der ihn beleidiget hatte: „**Ich weis**, gab er ihnen „zur Antwort, **ich weis, daß ich mich rä-„chen könnte; aber ich weis auch, daß es „sehr schön ist, solches können, und nicht „thun.**“

X. §.

Von der Besserung.

Nicht allein der Verstand muß gebessert werden, sondern auch der Wille, und die Kunst mit andern wohl umzugehen. Durch den guten Willen, und nicht durch den guten Verstand unterscheiden sich die Kinder des Lichts von den Kindern der Finsterniß. Jene, so am meisten Verstand haben, sind oftmals in der Tugend die Geringsten; und selbst die verdammten Geister übertreffen uns eben so sehr durch ihren hohen Verstand, als durch ihre äußerste Gottlosigkeit.

Ein Rathsherr zu Rom, dessen wollüstiges und unordentliches Leben bekannt war, lobte in öffentlicher Rathsversammlung mit einer vorzüglichen Beredsamkeit die Tugend. Ein anderer fiel ihm mit folgenden Worten in die Rede: „O du, „der du wie Cato redest, lebe nicht wie „Lucullus!“

XI. §.

Vom Betruge.

Wer andere zu hintergehen sucht, der ist nicht werth, daß er unter anderen lebe. Und öfters gewinnt der Betrüger auch gerade nichts anders, als die Schande, daß er wie ein Schelm gehandelt habe.

Agesilaus sagte, daß er die Betrüger und Verräther so gar hinter dem Altare hervorziehen wollte, um ihnen den verdienten Lohn zu geben.— „Die Staaten sind auf dem Puncte unterzuge„hen, wenn die Belohnung der Verdienste Be„trügern zu Theil wird,“ war der merkwürdige Ausspruch des Antisthenes, eines alten Weltweisen.

XII. §.

Von der Betrübniß.

Nur das Sündigen stürzet den Menschen in wahres Unglück, weil es ihn mit GOtt in Feindschaft setzet. Mithin soll auch nur dieses allein, oder doch dieses ohne Vergleich mehr als alles andere uns zu Herzen gehen. Alle übrigen betrübten Zufälle können uns heilsam seyn; und sie verschaffen auch wirklich den größten Vortheil, wenn wir selbe nur mit jener Unterwerfung erdulden, die wir dem heiligstem Wille GOttes allezeit höchst schuldig sind.

XIII. §.

Vom Beyspiele.

Das böse Beyspiel ist eine ansteckende Seuche, wider welches die schwache Jugend so, wie eine zarte Pflanze wider den brennenden Reif sich sorgfältigst bewahren muß. Wer aber gute Beyspiele nachahmet, oder die Bösen tilget, der hat die Ehre, für die Nachwelt selbst ein glänzendes Beyspiel zu werden; und er hat auch gemeiniglich das ruhmvolle Vergnügen sich und andere gebessert zu sehen.

Ein reicher Kaufmann zu Paris, Namens Lellain, hat im 16ten Jahrhunderte eine unkeusche Kupferplatte für 100. Thaler en sich erkauft, nur mit der Absicht, selbe, damit die ärgerlichen Bilder davon nicht unter das Volk kämen, gänzlich zu zernichten, welches sein christlicher Eifer zu seiner unsterblichen Ehre auch wirklich ausführte.

XIV. §.

Von dem Beyspiele der Heyden.

Die sittlichen Tugenden sind allezeit gut; sie sind allzeit eine Gab GOttes, auch da sie von den Heyden ausgeübet sind. Es können also diese auch für uns Christen zum Beyspiele dienen; nur mit dem Unterschiede, daß wir Christen durch eine höhere Meynung einen noch besseren Gebrauch davon machen; so, wie es die heilige Kirche thut, wenn sie die Tempel der Götzen zum Dienste des wahren GOttes JEsu Christi einweiht. Ja, wer immer über die strenge Sittenlehre der christlichen Religion sich beschweren

ren will, der darf nur auf die Beyspiele der Heyden zurücksehen. Er wird so gleich finden, daß man weiters nichts nöthig hat, als vernünftig zu seyn, um dießfalls ein guter Christ zu seyn. Ein in der Sittenlehre auch schlecht bestellter Christ, muß, meines Erachtens, den bittern Verweis seines bösen Gewissens niemals nachdrücklicher fühlen, als, wenn er sieht, daß er in der Art eines keuschen, eines dienstwillig= und aufrichtigen Wandels selbst von den Heyden in die Schule geführt, und zu schanden gemacht werde; weil er bisher nicht nur kein Christ, sondern auch nur ein gut gesitteter und vernünftiger Heyd zu seyn noch nicht gelernet hat.

Der römische Feldherr **Marcus Antonius** entsetzte sich über seinen bevorstehenden Tod. Da er aber zu gleicher Zeit einen seiner Sclaven und eine Dame herzhaft vor seinen Augen sterben sah, sagte er voll der Beschämung zu sich selbsten: „**Ist es wohl möglich, daß ich meine „Pflicht von einem Weibe, und selbst von „meinem Sclaven lernen muß?**" — Sollte es nicht weit häßlicher seyn, wenn es dem Christen oft so gar ein Heyd bevorthut? —

XV. §.

XV. §.

Vom Bücherlesen.

Das Bücherlesen ist die rechte Nahrung, und gleichsam der Göttertrank des Geistes. Aber ehrenrührische Schriften lesen, ist eben so viel, als Gift statt des Hönigs sammeln; und, wer sich mit unzüchtigen Büchern gerne abgiebt, der trinkt aus einer stinkenden Kothlache. Er verräth hiedurch die allerschändlichste Neigung seines niederträchtigen Herzens: und er verhält sich nicht besser, als gewiße häßliche Thiere, die ihr Vergnügen nur im Wust und im Unflate suchen.

Ja, nichts ist geschickter die Sitten und die Unschuld der Jugend auf einmal zu verderben, als gewiße Schriften, die mit wollüstigen Witze, oder mit unreinen Liebsgeschichten unterspicket sind, wodurch sich diese ganz sachte, wie eine Schlange einschleichen. Aber eine Schlange, die auch unter den schönsten Blumen verstecket liegt, ist deßwegen nicht minder vergiftet; sie verwundet nur desto gefährlicher, je schmeichelhafter sie sich verborgen hält.

Plinius, ein alter Naturkündiger, ob er schon ein Heyd war, hassete dergleichen schädliche Bücher, und liebte entgegen vorzüglich die, welche von der Tugend handelten. Er ließ sich bey Tische jederzeit vorlesen, und auf seinen gelehrten Spaziergängen hatte er stets ein nützliches Buch, eine Schreibtafel und seinen Copisten bey sich; denn er las nichts ohne Auszüge zu machen.

XVI. §.

Von Christo dem Welterlöser.

Nichts läßt ungereimter, als, ein Christ seyn, und schier auf alles andere öfters als auf Christum gedenken, von dem wir doch diesen schönen Namen, wie die Kinder vom Vater, tragen. — Wie? wenn dieser göttliche Erlöser eben so selten, und eben so kaltsinnig sich unsrer erinnerte? müßten nicht seine väterlichen Gutthaten gegen uns weit sparsamer seyn? — Häufige Gutthaten, die wir jetzt doch täglich und stündlich,

lich, auch ohne es zu wissen, oder derer zu gedenken, nur vor ihm, und durch ihn allein genießen? —

Ein edler Jüngling, der zugleich ein besonderer Liebhaber seines Erlösers war, wurde einst im Vertrauen gefraget: wie er es doch angehe, daß er gegen Christum eine so ausnehmende Liebe fühlete? — Ich antwortete der Jüngling, ich stelle mir einen königlichen Prinzen vor, der eben in meinem Alter ist; der an Vollmacht, an Weisheit, und Schönheit, und in allen hohen Eigenschaften, die man immer ersinnen, oder sich wünschen kann, alles übertrifft; der zugleich sich mit mir öfters ganz freundlich unterhält, weil er allezeit nur bey mir seyn will, und weil er in allen Stücken eben so gut gesinnet ist, als wie ich, und es mit mir eben so aufrichtig meynet, als ich selbsten. Kurz, ich stelle mir so einen Menschen vor, der so liebenswürdig ist, daß es nur unmöglich wäre, ihn nicht zu lieben. — Nun aber weis ich für gewiß, daß ich alles dieses in JEsu finde: Und daß alles, was man über dieß gesagte immer noch hohes und schönes denken, oder sagen kann, daß alles mit aller Wahrheit

eben nur von Christo kann gesaget werden. — Wie? müßte ich nicht ein wildes Abenteuer seyn, wenn ich so eine hohe, so eine liebe und anmuthvolle Person nicht vorzüglich, über alles und allzeit recht inniglich und zärtlichst, ja nur diese allein, entgegen liebete? —

So liebte der junge David seinen königlichen Freund, den Jonathas. Und so eine Liebe eines Christen gegen Christum ist das sicherste Kennzeichen der ewigen Gnadenwahl; das ist, daß man unter den Auserwählten zu seyn von Ewigkeit her bestimmet sey.

XVII. §.

Von Complimenten.

Ein Complimentenmacher ist ein ungestümer Mensch, der fast jedem mit hundert gehorsamer Diener entgegen gehet, und eben dadurch jedermann beschwerlich fällt. Er biethet anderen die Ehrenstelle an, damit solche ihm zu Theil werde; und er bettelt um Complimente, indem er selbst etwelche machet.

Die

Die Deutschen waren vormals mit ihren Worten sehr sparsam; sie waren aber nur desto redlicher in Erfüllung ihres Versprechen. Die alte Offenherzigkeit, ein edles ernsthaftes Bezeugen, ein natürlich und aufrichtiges Wesen, welches allemal eine erhabene Seele zu erkennen giebt, dieß war ihr Character. Und eben dieß hat unseren Vorältern noch heut zu Tage allezeit mehr Ehre gemacht, als uns unsere neue à la modische Complimente, die mit so vielen nichts bedeutenden Verbeugungen, mit so vielen leeren Versicherungen von Respect und Freundschaft angepfropfet sind, daß ein rechtschaffener Mensch in Ansehung solcher falschen Verstellungen zuweilen schier des Lebens selbst möchte müde werden.

„Was ist dann das für eine kleine Mißgeburth?“ sagte eine Frau ziemlich unbedachtsam zu einer andern. — „Madame, es ist meine Tochter,“ antwortete diese. — „So, so, sie ist sehr *artig*,“ erwiederte sogleich jene, und machte ihr ein tiefgebeugtes *Compliment*. — Pfuy! wenn so eine weibische Heucheley etwann schon auch von feigen Männern nachgeahmet wurde! —

XVIII. §.

Vom Critisiren.

Es sind viele Dinge, worüber zu urtheilen wir entweder kein hinreichendes Kenntniß, oder doch von GOtt den ächten Beruf nicht haben. In solchen Umständen muß man mit seinem Urtheile zurück halten, und nicht leicht seine Meynung sagen, sonst verräth man sich, daß man zu wenig Verstand, und noch weniger Tugend habe. —

„Was! ein Buch von der Keuschheit? — „Keuschheit ist Kinderey," sagte ein junger Witzling. — Ja, war die Antwort, „**Keuschheit ist Kinderey**, aber nur, wenn unverständige Kinder, oder ein muthwilliger Bursche davon urtheilen. —

Ein anderer, als er eine neu = aus der Preß gekommene Schrift, die er doch nicht einmal gelesen hatte, loben hörte, fiel den übrigen in die Rede mit Vermelden: „**Der Autot hat es gewiß nur von andern ausgeschrieben.**" — „Gemach mein Herr!" widersetzte ihm einer,

„sie

„ sie mochten das Original benennen, oder aber „ als ein Ehrabschneider paßiren müssen.“

XIX. §.

Vom Denken.

Man muß voraus denken, damit man nicht voreilig, und eben darum unglücklich sey. Man muß denken, bevor man redet; denken muß man heute auf morgen, und noch dazu auf lange Zeiten hinaus.

Karl der V. Kaiser und König in Spanien gieng in allen, oft auch geringscheinenden Sachen nicht anders als mit größter Ueberlegung zu Werke. Er sagte öfters: „lange Ueberlegungen sind „ die Gewährleistung eines glücklichen Erfolgs.“ Diesen Geist der Ueberlegung, den er in hohem Grade besaß, nahm man anfänglich für Langsamkeit an. Europa indessen sah sich bald genöthiget dieses übereilte Urtheil zu wiederrufen, und der klugen Vorsichte Karls das gebührende Lob zu sprechen.

Der

Der kluge und berühmte Kanzler **Thomas Morus** schien sein hartes Schicksal, das ihn endlich betraf, lange zu vor bedenket, und lange zuvor, aber auch, als ein wahrer christlicher Held allezeit unerschrocken bey sich verspüret zu haben. Man sagt, daß er oft seiner Frau und seinen Kindern voraus gesaget habe, was erfolgen würde. Einst miethete er einen Gerichtsknecht, daß er während der Mittagsmahlzeit kommen, an die Thüre ungestüme anklopfen, und ihn vor Gericht fodern mußte. Dieß that er, um die Seinigen gewißermaaßen gegen die Unglücksfälle, die er nahe zu seyn glaubte, zu waffnen, und das Schrecken derselben zu mildern, indem er sie dergestalten voraus denken lehrete.

XX. §.

Vom Disputiren.

Das Disputiren muß man so viel möglich ist, vermeiden; weil es allezeit schwär läßt darinn die gehörige Mittelstraße zu halten. Gleichwie es aber eine kriechende Niederträchtigkeit wäre, wenn man jemanden bey seinen Meynungen heucheln wollte: so ist es auch sehr thöricht, und gemeiniglich nur

der

der Mangel einer guten Erziehung, wenn man einen Menschen deßwegen anfährt, oder böse auf ihn wird, weil er anders denket, als wir, oder, weil er die Stärke unsrer Gründe annoch nicht einsieht.

Isaac Casaubonus, der die Wissenschaften zu Paris gelehret, und Bibliothecar Heinrich des IV. gewesen, kam das erstemal in die Sorbonne, ehe sie noch von neuem gebauet wurde, und man sagte zu ihm: „Sehen sie hier einen Saal, auf „welchen man seit 400. Jahre disputiret!“ — Und, was hat man denn entschieden? „fragte er.“ —

XXI. §.

Von der Ehre.

Nichts ist lächerlicher, als gewisse Creaturen, die sich Leute von Ehren nennen, derer Leben doch so abscheulich ist, daß, so zu sagen, fast der Galgen durch sie unehrlich gemacht würde. Die wahre Ehre, ob sie schon eine von der Religion ganz unterschiedene Quelle ist, so hat sie dennoch mit der Religion ganz gleiche Wirkungen; und die

Grund=

Grundsätze von der wahren Ehre werden den Grundsätzen von der Religion niemals nachtheilig seyn, so lang jene nicht falsche sind.

Seneca sagte, daß, wenn auch kein GOtt und kein Bestrafer des Bösen wäre, er dennoch nichts Böses thun möchte; weil das Böse seiner eignen Natur nach schändlich, und der wahren Ehre allezeit höchst nachtheilig ist.

Als sich Ludwig der XII. König in Frankreich gegen den römischen König über Ferdinanden beschwerte, sagte er: „Wenn ihre Verwand-„ten untreu an mir geworden, so mag ich ih-„nen darinn nicht gleichen; ich will lieber ein „Königreich verloren haben, daß ich auch wohl „wieder erobern will, als die Ehre, die man „n. wieder bekömmt.“

XXII. §.

Von der Ehrerbietung.

Wir müssen das Alter ehren; weil wir alle alt zu werden wünschen, sagte Bion, ein Philosoph. Junge Leute entehren sich selbst, wenn sie dem Alter und dem Verdienste die Ehrerbietung versagen, derer man sich nur aus Unverstand, oder aus kindischem Stolze entäußern kann.

Es suchte ein Alter einen Platz bey den Olympischen Spielen, und niemand wollte weichen; kaum aber war er an die Spitze der Lacedämonier gekommen, als alle junge Leute aus Ehrerbietung aufstunden: worüber sogleich von allen ein lauter und allgemeiner Beyfall gegeben wurde.

Als ein junger Spartaner Leute sah, die sich in Sänften aufs Land tragen liessen, rief er aus: „Der Himmel wolle nicht, daß ich je an einem Orte sitze, wo ich vor einem Alten nicht aufstehen könnte.“ — GOtt gäbe, daß man von unseren Zeiten niemal sagen müsse, was einst ein betagter Edelmann am Hofe Lude-

wigs des XIV. dem jungen Monarchen gesaget, als dieser ihn fragte, welchem Jahrhunderte er den Vorzug gäbe, ob dem Seinigen, oder dem Jetzigen. „Sire, antwortete der Edelmann, ich „habe in meiner Jugend gelernt den Alten ehr„erbiethig zu begegnen, und in meinem Alter „muß ich lernen Ehrerbiethung gegen Kinder zu „haben.“

XXIII. §.

Von der Ehrlichkeit.

Jener verdienet in Wahrheit ein recht ehrlicher Mann zu heißen, der nicht nur sein Thun und Lassen, sondern auch die Absicht und Meynung derselben vor den Augen ehrlicher Leute allezeit darf sehen lassen.

Da man dem Boileau vorstellte, daß er durch seine, obschon unstrafbare Schriften, dennoch sich Feinde und Beneider machen würde, welche stets auf ihn Achtung geben würden, um wider ihn klagen zu können, antwortete er: „Gut, „ich will ihnen Trotz biethen; denn ich „werde ein ehrlicher Mann seyn, und also mich vor ihnen niemals scheuen dörfen.“

XXIV. §.

XXIV. §.

Vom Eigennutze.

Der Eigennutz ist schier das allgemeine Laster: nicht nur das Laster des Mannes, sondern auch oft schon der noch zärtern Jugend; so, daß ein Mensch ohne Eigennutz eine kostbare Seltenheit ist, die alles menschliche Lob weit übersteigt. — Der Eigennutz schleicht sich fast überall in alle Gattung der Dienstbezeugungen unter hundertfältig-geschminktem Vorwande ein, ohne daß er es für dieß, was er wirklich ist, jemals will angesehen seyn; und diese knechthafte Leidenschaft, nur diese ist gleichsam die Triebfeder alles Thuns und Lassens. Doch, sie ist es nur bey niederträchtigen Gemüthern, nur bey schwachen Geistern, denen keine Empfehlung gut genug ist, wenn sie nicht handgreiflich ist. Ihr **Character** bringt es also mit sich; denn sie sind Geitzhälse, kriechende Seelen, schäbigte Leute. —

Der Herzog von **Montmorenci** gab einst dem Herzoge von **Enguien**, seinem Nefen, der nachmals unter dem Name des großen Condé bekannt wurde, einen Beutel mit hundert Dou-

blonen, die der Prinz zu seinem Vergnügen anwenden sollte. Einige Tage darnach fragte er ihn, was er mit den 100. Doublonen gemacht habe: und der junge Prinz zeigte mit großer Freude den Beutel, der noch ganz voll war. Der Herzog von Montmorenci nahm ihn alsdann wieder, und warf alles dieß Geld zum Fenster hinaus mit den Worten: „Lernet mein „Vätter, daß ein großer Herr, wie ihr „seyd, das Geld nicht so eigennützig lie„ben muß; ihr hättet Freygebigkeiten da„mit ausüben können."

König Ludwig der XIV. that in einem Processe, der zwey Millionen betraff, einen Ausspruch wider sich selbsten, und verdammte sich zur Bezahlung derselben. Worüber die Mademoiselle de Scudery in ihrem Sinngedichte saget: —

Pour vous, grand Louis, tout devient glorieux, Et le monde étonné doute, le quel vaut mieux, ou perdre des procés, ou gagner des batailles. „Für dich, großer Lud„wig, findt sich überall Ruhm; und die

„über

„ über deine Siege erstaunte Welt zweifelt, „ welches von beyden mehr ist: ob Processe „ zu verlieren, oder Schlachten zu gewin„ nen. “

XXV. §.

Vom Eigensinne.

Der Eigensinn ist wie ein hartes Kopfküssen, das seinem Besitzer immer unruhig macht, weil es niemal sich beuget, niemals nachgiebt. Auch in Sachen, wo man Gewißheit und gesunde Vernunft auf seiner Seite hat, auch da muß man zuweil nachgeben, wenigst so lang, und so viel, als es Gesetze und Gewissen erlauben. — Man verliert nichts dabey, und man gewinnt sogar; denn in solchem Falle zeigt es sich offenbar, nicht allein wer Recht habe, sondern überdas, wer von beyden Theilen zu leben wisse.

Vieleicht wenig Könige, vieleicht auch wenig Privatpersonen haben in ihrem Character so viel Biegsamkeit gehabt, als Karl V. der römische Kaiser. Er sah in Spanien und Flandern, so zu reden, ganz anders aus, als in Italien

und in Deutschlande. Seine Art zu handeln, und seine Grundsetze der Regierung änderten sich oft nach Beschaffenheit der Menschen und des Clima. Er hatte eingesehen, daß es leichter und billiger sey, sich nach dem Genie seiner Unterthanen zu bequemmen, als diese nach dem Seinigen zwingen wollen.

XXVI. §.

Von der Einsamkeit.

Wer die Einsamkeit zu nutzen weis, der findet darinn viele, wo nicht alle Vortheile. Da entgegen schier alles unser Unglück oft nur daher kömmt, weil wir nicht allein seyn können. Hieraus entsteht die Spielsucht, die Eitelkeit, der Uebermuth, die Verschwendung, die Liederlichkeit, das Aergerniß, das Mistrauen, der Neid, das Vergessen seiner selbst, und endlich auch sogar des höchsten Wesens, unsers einzigen Ziels und Endes, zu dem wir erschaffen sind.

„*Wie, mein Herr, so ganz allein?*" sagte ein müßiger Schwätzer zu dem *Philosoph*, den er mit dem Buch in der Hand sah, und stö-

ren wollte. — „Nein, antwortete dieser; ich „war niemals allein, als, nachdem sie mich „angeredet haben."

XXVII.

Von den Ergötzlichkeiten.

Suche solche Ergötzlichkeiten, die dich nicht erhitzen, noch weibisch machen. Suche Ergötzlichkeiten, die dich erquicken, und die du so genießen mögest, daß du deiner selbst mächtig bleibest, aber keine Ergötzlichkeiten, die dich mit sich fortschleppen. — Suche sachte und gemäßigte Ergötzlichkeiten, die dich nicht einem unvernünftigen Thiere an Wuth gleich machen. — Mache dich fröhlich, wenn es sich schicket, daß du dich nach der Arbeit erquicken mögest. — Koste die Ergötzlichkeiten, die dir GOtt darbeut; koste sie, aber allezeit nur mit einem ganz unschuldigen Wohlgefallen. Die Weisheit hat nichts Rauches noch Gezwungenes an sich. Sie ist es, welche die wahren Ergötzlichkeiten schenket; sie allein weis dieselben zu würzen, um sie rein und dauerhaft zu machen. Sie weis das Spielen und Lachen mit den wich-

tigen und ernsthaften Geschäfften zu vermischen; sie bereitet die Lust durch die Arbeit, und erquicket nach der Arbeit durch die Lust.

XXVIII. §.

Von der Erkenntlichkeit.

Die Erkenntlichkeit ist jene theure Pflicht, die man jedem, der uns Gutes thut, vor allen aber GOtt, und den Aeltern schuldig ist. Eine Pflicht deren Erfüllung weder schwer noch mühsam, und einem edlen Herzen allezeit nur zur größten Ehre gereichet. Man kann von einem Menschen nichts schlimmers sagen, als, daß er ein Undankbarer sey, saget Cicero. — Doch wir müssen niemal einem eine Wohlthat vorwerfen, wenn wir nicht eben dadurch schier alles Recht verlieren wollen, so wir auf seine Erkenntlichkeit hatten.

In *China* war ein Gesetz, welches die Oberkeiten, wenn sie Betrügereyen vorgenommen, dahin verdammte, daß ihnen die Hände sollten abgehauen werden. Ein *Mandarin* wurde dieser Strafe schuldig befunden, und eben sollte sie an

ihm vollzogen werden, als seine Tochter mit allem Reiz der Jugend und Unschuld geschmückt, seine Vertheidigung übernahm, indem sie selbst seine Sache vor dem Kaiser Quen=ti verfocht. Ihre Rede war kurz und rührend: „Nichts ist „wahrer, großer Kaiser!“ sagte sie, „Mein „Vater hat das Schicksal verdient, das er jezt „erwartet, und seine Hände müssen ihm abge„hauen werden. Hier sind solche:“ sezte sie hinzu, indem sie die Ihrigen aus dem Ermel heraus zog, womit sie verdeckt waren. “Ja, großer „Kaiser, fuhr sie fort,“ diese Hände, die sie „hier sehen, gehören meinen unglücklichen Vater. „Zum Unterhalt seiner Familie unnüz, überlie„fert er sie der Strenge der Geseze, um diejeni„gen zu erhalten, die uns, meinem Großvater, „meinen Brüdern, und mir den Unterhalt ver„schaffen.“ Der Kaiser konnte bey einem so edelmüthigen Auftritte sich kaum der Zähren enthalten. — Der Vater wurde begnadiget, und die verehrungswürdige Tochter wurde mit tausend Lobsprüchen erhoben, die der ganze Hof ihrer Tugend machte.

Der große Alexander sagte öfters und öffentlich „Ich habe das Leben meinem Vater zu „ danken, aber die gute Aufführung ver„ danke ich meinem Lehrmeister; und wenn „ ich mit einigen Ruhm regiere, so bin ich „ ihm denselben ganz schuldig.“ Dieser siegreiche Monarch hat vieleicht bey der Nachwelt sein Lob niemals glänzender erhöhet, als da er zur Ausübung dieser Erkenntlichkeistugend sich so großmüthig erniedriget.

Sind nun die Menschen schuldig sich einander ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen: wie viel mehr müssen sie es verpflichtet seyn, solche gegen ihren Schöpfer zu erweisen, der uns nicht nur mit seinen Wohlthaten täglich und stündlich begnadiget, sondern auch allein die erste und wahre Quelle ist alles Guten, welches wir von dem Menschen jemals genießen? — Ja, wenn die Undankbarkeit gegen Menschen als eines der verhaßtesten Laster angesehen wird, wie müssen wir dann jenen Undank benennen, mit dem der Sünder die unschätzbarsten Wohlthaten des Schöpfers bezahlt? —

XXIX. §.

Von dem

Erkenntniß des Bösen.

Das Laster ist nicht nur in den Augen ehrlicher Leute, sondern allezeit und an sich selbsten häßlich. Es ist aber deßhalben nicht minder gefährlich, und es ist eben darum gar nicht rathsam, daß die Jugend unter was immer einem Vorwande solches näher kennen zu lernen sich erkühne. Nein, der Mensch lernet allezeit eher das Böse. Er hat einen natürlichen Hang dazu, dem man vorbeugen, nicht aber ihn befördern muß, wenn man ehrlich denket. Wer mit Pech umgeht, der wird besudelt; und so gar das helleste Wasser wird man aus dem reinsten Gefäße nimmer so rein ausleeren können, ohne daß nicht allezeit etwas davon sich anhängt, und zurücke bleibt.

Als der Philosoph Antisthenes über die witzigen Einfälle verliebter Müßiggänger, und über die unreinen Schriften und Ergötzungen eines wollüstigen Lebens viel Rühmens machen hörte; sprach

sprach er: „Eine solche Wissenschaft, eine „solche Glückseligkeit wünsche ich meinen „Feinden.“

In der Bosheit abgerichtet seyn ist keine Weisheit, und der Gottlosen ihre Denkensart ist keine Klugheit, saget der heilige Geist bey Eccl. am 19. Kap.

XXX. §.

Von der Erziehung.

Die gute Erziehung besteht hauptsächlich in dem guten Beyspiele der Aeltern und der Vorgesetzten, ohne welches schier allezeit alles andere nur wenig oder gar nichts nützet. So eine gute Erziehung ist das beste Erbtheil für die Kinder. Unvorsichtige Aeltern aber, die ihren Kindern zu vieles schmeicheln, erziehen sich gemeiniglich nur einen Fuchs, der zu seiner Zeit ihre Hüner, das ist, ihr Gut und guten Namen sammt allen ihren schönsten Hoffnungen auffressen wird.

Man fragte den Bedienten eines jungen Prinzen, was dann sein Herr am besten gelernet habe? —

be? — „Reitten, antwortete dieser, weil die „Pferde seinem Eigensinn niemals geschmei= „chelt haben.

Cornelia die Tochter des großen Scipio, und Gemahlinn des Bürgermeisters Sempronius war einst in Gesellschaft römischer Dames, welche mit Edelsteinen, Kleinodien und Putze ein großes Gepräng machten. Man bath die Cornelia, daß sie doch auch von dem Ihrigen was zeigen möchte, und diese kluge Römerin ließ sogleich ihre Kinder herkommen, welche sie in aller Tugend zum Ruhme des Vaterlandes sorgfältigst erzogen hatte. Da sie nun dieselben zeigte, sagte sie: „Da sehet ihr meinen Putz, meinen „Pracht, meine Kleinodien, und meine besten Kostbarkeiten.

XXXI. §.

Von der Faulheit.

Nichts ist ermüdenders, als nichts zu thun zu haben, und die Faulheit ist nur das Laster übel erzogener Kinder. Diese scheuen sich vor der Arbeit, weil sie den Nutzen davon nicht einsehen.

Leichte

Leichte und alltägige Sachen stellen sie sich als hohe Berge vor, welche zu übersteigen ihnen sehr schwer und schier unmöglich scheint. Doch dergleichen falsche Vorstellungen und dieser Abscheu von der Arbeit machet endlich dem trägen Taugenichts in seiner Faulheit weit mehr Beschwerden, Unruh und Misvergnügen, als auch die schwersten Verrichtungen einem anderen, der die Arbeit liebet, vieleicht niemals machen würden.— Der Mensch wird zur Arbeite gebohren, und **wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen,** sagt die heilige Schrift, in der 2. Epistel zu den Tessalon. am 3. Kap. 10. V. —

Es kann kein weiser Mann ein Feind der Arbeit seyn,
Denn, was den Reichthum macht, ist auch der Stärke Grund:
Die Faulheit macht uns nicht allein
Bedürftig, sondern ungesund.

XXXII §.

XXXII. §.

Vom Fehlen.

Niemand fehlet gröber, und öfters als jener, der niemals will gefehlt haben. Der Weise entgegen zieht oft mehr Frucht aus seinem Fehler, als aus seinen schönsten Thaten; denn der Fehler machet, daß er sich selbst besser kennen lernt, und er bringt ihm die Weisheit wieder, die er bey gutem Fortgange seiner Sachen etwa verlohren hatte.

Der mächtige König Assuerus wiederrufte sein Gesetz, durch welches er der Gunst eines hochmüthigen Aman ein ganzes Volk zu opfern beschlossen hatte. Und der tapfre König Gustav achtete es sich zur Ehre, dem Scaton, einem seiner Officiers, den er in der Hitze des Zornes beleidiget hatte, zu sagen: „Es ist euch Unrecht „geschehen, und ich bin es, der euch be„leidiget hat. Es thut mir leid; ich bin „bereit euch Satisfaction zu geben.“ —

XXXIII. §.

Von den Feinden.

Niemanden muß man sich zum Feinde machen, auch nicht den Geringsten vom Pöbel. Denn schier jeder kann dir Uebels thun; oder doch kann jeder dir Lob sprechen. Du aber lerne, wie du deine Feinde für dich nutzen sollst. Ein kluger Mann machet sich aus dem Haße seines Feindes einen Spiegel, welcher weit getreuer ist, als der Spiegel der Wohlgewogenheit. Ja wer zu leben weis, der weis auch aus der größten Beleidigung seinen größten Vortheil zu ziehen. Aus Großmuth vergißt er gerne, was ihm zu Leide geschehen, und da er durch seine Gelassenheit seinen Beleidiger zur Vernunft zurück zu bringen suchet, macht er sich diesen zu seinem größten Schuldner. Das Christenthum geht noch weiter, nämlich, **man soll das Böse nicht anders als mit Guten erwiedern**, wie bey Matth. am 5. Kap. zu lesen; Und diesem muß man folgen, wenn man den großen Namen eines Christen mit Ehre tragen will.

Der

Der Fürst Menzikoff commandirte eine rußische Armee, bey welcher sich durch seine Nachläßigkeit viele Misbräuche eingeschlichen hatten. Ein deutscher Officier, der mit diesen Unordnungen nicht zu Friede war, that dem Czaar davon Nachricht, welcher seinem Günstlinge deßwegen harte Verweise gab. Viele Officiers zörneten wider den Deutschen, der einen Fürsten zu beleidigen, und seine Klage bey höchster Stelle vorzubringen sich erkühnet hätte. Menzikoff selbst gab sich alle Mühe seinen Ankläger zu erfahren, und redete ihn folgender Gestalt an: „Sie müssen in „der That ein schätzbarer Mann seyn, daß sie „sich lieber meiner Rache haben aussetzen, als den „Czaar in dieser Sache unwissend lassen wollen.— „Gönnen sie mir ihre Freundschaft; geben sie „mir zuweilen einen guten Rath, und nehmen sie „jetzt ein Geschenk von zwey tausend Ducaten, „als ein Zeichen meiner Hochachtung von mir „an.“ — Kleine Geister, politische Halbchristen, und eigennützige Geizhälse, nein, diese werden sich niemals so hoch erschwingen. Werden sie sich aber nicht, wenigstens ein bischen, schämen? —

XXXIV. §.

Von Feyertägen.

Wende die Zeit und den Tag, so zum Dienste GOttes bestimmt sind, nicht zu eiteln Dingen, sondern zu guten und zu heiligen Werken an. Der Sonn- und Feyertag ist der Tag, welcher über die andren Wochentage den Segen bringet. Bist du gesparsam oder untreu in deinem Dienste gegen GOtt, so wird auch GOtt, gesparsam seyn mit dem Segen gegen dich.

XXXV. §.

Vom Fleiße.

Der Fleiß vollbringet hurtig, was der Verstand gemächlich bedenket. Die Uebereilung aber ist ein Affect der Narren, oder doch eine elende Folge des vorgehenden Unfleißes; da man nämlich alles auf einmal thun will, was nach und nach mit besserem Erfolge hätte geschehen können. Eile aber mit Weile ist ein kaiserliches Wort. Gute Sache fodert gute Zeit, das ist, einen anhaltenden Fleiß.

Es rühmte sich einer, daß er mit seinem Buche in kurzer Zeit fertig geworden; — „Sie „darfen es nicht sagen, erwiederte ein an„derer; denn man sieht es aus ihrem Wer„ke ohnehin genug.

„Das Publicum wird mich nicht fragen, „wie viel Zeit ich darauf gewandt habe," sagte Boileau, als man ihm öfters vorwarf, daß das Publicum auf eines seiner Werke mit Ungeduld wartete.

XXXVI. §.

Vom Freveln über Glaubenswahrheiten.

Nichts deucht mich lächerlicher, als gewiße Leute, die den Zorn des Allmächtigen nicht fürchten, da sie doch über die Ungnad oder Drohung eines Menschen oft ganz ertattern: Leute, die etwa gegen die Hitze des Sommers, oder gegen den Frost des Winters so bitter klagen, und so zärtlich sich dawider verwahren, und die dennoch

noch vor keiner Hölle erschröcken wollen. Vielleicht, weil sie keine zu seyn glauben? — Noch thörichter; denn die ewige Peine ist ihnen, als eine Strafe ihres verwegenen Unglaubens, nur desto gewißer Oder, wird etwann die Hölle zu seyn aufhören, nur darum, weil diese blinde Waghälse ihr Daseyn nicht glauben wollen? —

Ein Pater Capuciner begegnete einst einem Adelichen, der in seiner Jugend mit ihm studirt, und nachmals durch sein freyes Leben einen sehr üblen Ruf sich zugezogen hatte. — „Mein Freund! „wie sehr bedaure ich sie," sagte der Adeliche, „wie sehr bedaure ich sie, wenn es nach diesem „Leben keinen Himmel giebt! — An den Freu„den dieser Welt verliehre ich gar wenig;" antwortete der Ordensmann, "aber sie, mein „Herr! sie sind höchst zu bedauren, wenn „es auch nur wahrscheinlich ist, daß es nach „diesem Leben eine Hölle giebt."

XXXVII. §.

XXXVII. §.

Von der Frömmigkeit.

Es ist ein großes Merkmaal eines allgemeinen Verderbniß, wenn ein Christ aus dem Christenthum sich wenig Ehre macht, da es doch um den Character eines ehrlichen Mannes zu behaupten eine unumgängliche Nothwendigkeit ist, daß man die Pflichten seiner Religion ernstlich zu erfüllen suche. Man rechnet es zum besondern Verdienste, daß man gegen andere verbindlich, höflich und ehrlich, daß man gelehrt und beredt sey. Aber alles dieses kann ohne die Religionspflichten für nichts anders, als nur für heydnische Tugenden gelten, die nicht lange Stand halten, und die ohnehin, wie eine falsche Münz und wie das Flittergold, vor GOtt den wahren Werth nicht haben.

Der heilige Hieronymus fühlete ein ungemeines Vergnügen bey Durchlesung der heydnischen Schriftsteller, benanntlich des Plautus und des Cicero, die er ehemals schon in seiner Jugend mit größtem Fleiße studirt hatte. Er las sie nach

seiner Bekehrung annoch sehr begierig, und oft lieber, als selbst die heiligen Bücher der Propheten, derer ungekünstelte Redensart gar nicht nach seinem gelehrtdünkenden Geschmack war. Einst hatte **Hieronymus** ein himmlisches Gesicht, wobey er vor dem strengen Gerichte GOttes befraget wurde, wer er wäre; und er antwortete: daß er ein Christ sey. Aber seine Ankläger widersetzten ihm: **du lügst; du bist ein Ciceronianer, ein Lehrling eines heydnischen Redners bist du; denn, wo dein Herz ist, dort ist auch dein Schatz.** — Dieser große Kirchenlehrer, der diese Geschichte in seinen 22sten Sendschreiben an den **Eustachius** selbst erzählet, setzet hinzu: daß dieses alles nur gar zu wahr sey, und daß er die schmerzlichen Streiche, womit er vor diesem Richterstuhle seines jetzt benannten Vergehens wegen gezüchtiget worden, lange darnach noch an seinem Leibe gesehen, und empfunden habe.

XXXVIII. §.

XXXVIII. §.

Vom Gebethe.

Wenn Kinder nicht gerne bethen, so soll man ihnen ein bischen weniger zu essen geben, damit sie lernen, woher das Brod kömmt; welches sie ohnehin, anders als nur mit Bethen, zu verdienen nicht im Stande sind. Du aber, mein Kind! damit du dein Gebeth ohne dieser Bedrohung leichter und nützlicher verrichtest, so denke öfters zurück, mit wem du redest, da du bethest. Es ist die höchste Majestät GOttes, der zugleich dein Vater ist. Als der Höchste fodert er von uns die höchste Demuth, und als Vater erwartet er von uns ein kindliches Zutrauen.

Auf einem der Feldzüge des Marcus Aurelius geschah es, daß dieser Kaiser sammt seiner Armee von den Feinden in einem Walde umringt wurde, wo kein Wasser war, und wo sie unfehlbar für Durst alle hätten verschmachten müssen. Die melitinische Legion, welche aus Christen bestund, begab sich zum Gebethe, und sie erhielt sogleich durch ein augenscheinliches Wunder einen starken Regen, wodurch alle erquicket

und gestärket wurden, daß sie nun im Stande waren die Feinde mit Vortheil anzugreifen. — Welch eine Kraft des Gebethes! aber auch, welch ein schönes Beyspiel, wenn man Soldaten auf den Knien liegend das Gebeth verrichten sieht, und dieß zwar öffentlich, und in Mitte der Heyden ihrer Kameraden, auch zu jener Zeit, wo sie eben wider den Feind im Felde stehen! — GOtt wurde dadurch gleichsam gezwungen eine außerordentliche Hilfe mitzutheilen; wie es auch wirklich geschehen: und sogar der heydnische Kaiser erkannte die Macht des christlichen Gebethes, als welchem er öffentlich das Lob sprach, und den Sieg zuschrieb; denn er verboth von Stunde an, die von seinen Vorfahrern gegen die Christen gegebenen Befehle zu vollziehen, oder selbe ferner zu verfolgen.

XXXIX. §.

XXXIX. §.

Von den Gebrechlichkeiten des menschlichen Leibes.

Eine besondere Gutthat von der göttlichen Vorsichte ist es, wenn die Gebrechlichkeiten unsers eigenen Leibes in uns und gegen uns zuweil den Eckel rege machen. Denn auf solche Weise ziehen sie uns von der unmäßigen Eigenliebe ab; und sie erinnern uns, daß wir unsre Glückseligkeit nicht von diesem gegenwärtigen, sondern nur von dem zukünftigen Leben, welches uns verheißen ist, gewärtig seyn sollen.

Ein schmeichelhafter Dichter hatte in seinen Werkchen dem Könige **Antigonus** den Beyname des **Göttlichen** gegeben. Der heydnische König lachte darüber, und sagte: „Mein Kammerdiener weis das Gegentheil.“ — Sollte nicht ein Christ seine Gebrechlichkeiten eben so gut zu nutzen, oder doch mit einer erbaulichen Gelassenheit eben so bescheiden zu erdulden wissen? —

X.L §.

Von der Geduld.

Eine große Seele ist überall groß; nicht nur in ihrem Thun durch ein heldenmüthiges Unternehmen, sondern auch im Nicht = Thun durch eine heldenmüthige Geduld. — Die Geduld ist die erste und die letzte Lection die wir lernen müssen, weil wir solche schon am ersten Tage unseres Lebens bis auf den letzten, zu wissen und zu üben nöthig haben. Aber auch die Geduld ist die stärkeste unter allen Tugenden, weil sie alles überwindt, und zwar mit Freude überwindt, wenn sie nur durch die christliche Hoffnung, und vorderst durch das große Beyspiel eines GOtt = Menschen unterstützet wird, als welcher die Unbilden, und den Spott, und den schmerzlichsten Kreuztod mit Freude für uns erlitten hat. *) Eine solche Geduld kann unser Leiden lindern, und oft selbst den Schmerzen versüßen: da entgegen die

Ungeduld

---

* Proposito sibi gaudio sustinuit crucem. *ad Hebr.* 12. 2.

Ungeduld das Leiden nur vergrößert; weil sie eine Folge unsrer Schwachheit ist, die uns der Ehre des Starkmuths in diesem Leben, und oft auch des ewigen Lohns für das Zukünftige beraubet.

Einer Person vom Stande, die ins Kloster zu gehen willens war, machte man die fürchterlichsten Vorstellungen von aller Gattung des Verdrusses und des Ungemachs, welches im Kloster auf sie warten würde. Diese erschrack sehr heftig darüber, und letztlich fragte sie: „ob wohl im „ Kloster ein Crucifixbild zu finden wäre? ob „ eines dergleichen auch in jenem Zimmer, wo „ man so unbequem wohnete; ob eines in dem „ Speissaale, wo man so gesparsam und schlecht „ gehalten wird?" — Freylich ja, war die Antwort, und diese Bildniß allein ist im Kloster fast überall. — „O nun! erwiederte diese großmüthige Seele, so hoffe ich dann nirgens eine besondere Beschwerniß zu finden, weil ich überall das Bildniß meines gekreuzigten GOttes finden werde."

XLI. §.

XLI. §.

Von der Gefahre.

Ehe man sich in Gefahr begiebt, muß man sie voraus sehen, und fürchten. Wenn aber Gewissen und Pflicht erfodern sich derselben auszusetzen, so muß man die Gefahr verachten; das ist, man muß ein Herz zeigen, welches grösser ist, als alle Gefahr.

„Ich kann wohl mein Leben retten, „aber meine Ehre und meine Seele wer „rettet sie?" sagte ein edler Jüngling, da man ihn unter der Bedrohung des Todes zu einem bösen Handel mit einlud.

XLII. §.

Vom Gehorsam.

Wir haben alle nöthig Gehorsam zu lernen, und jene zwar am meisten, welche, einst zu befehlen, gebohren sind, damit sie dieses ihr Amt besser versehen. Dessenwegen rieth Agesilaus König von Sparta dem Xenophon, seine Kinder

in

in öffentlicher Schule zu Lacedämon erziehen zu lassen; weil sie daselbst die schönste von allen Wissenschaften lernen würden, nämlich die Wissenschaft hurtig zu gehorsamen, und mit Bescheidenheit zu befehlen. — Es ist sehr gut, wenn der Mensch von seiner Jugend an das Joch getragen hat, sagt die göttliche Schrift, Thren. 3.

Antigonus, der vormals unter dem großen Alexander gedienet, und nachmals in einem Theil Asiens König geworden, hatte den Grundsatz: ein General müsse nie wissen lassen, wo der Marsch hingienge, um seine Leute im Gehorsam desto geschickter zu erhalten. Und, als einst sein Sohn Demetrius ihn fragte, biswann er sein Lager abbrechen würde, antwortete Antigonus: „fürchtest du etwa, daß du die Trompete nicht „hören werdest?“ —

Der römische Feldherr Manlius Torquatus ließ seinem eigenen Sohn den Kopf abschlagen, nur darum, weil dieser dem gegebenen Befehle zuwider sich mit dem Feind in eine Schlacht eingelassen, ob er schon als Obsieger zurück gekommen.

XLIII. §.

XLIII. §.

Vom Gelde.

Wer Ehre im Leibe hat, der wird sein Geld nicht leicht misbrauchen, weder nach dem Fremden sich unordentlich sehnen. Derjenige aber, dem das Geld lieber ist als seine Ehre, der ist des Einen so wenig werth, als des Andern.

Eine edelmüthige und ehrenvolle Antwort war jene eines Großen bey Hofe: „Wenn das„jenige, sagte er: was man von mir ver„langet, recht ist, so will ich es umsonst „thun. Ist es aber unrecht, so ist nie„mand reich genug, um mich zu verfüh„ren.“

XLIV. §.

Von der Gelegenheit.

Zeit und gute Gelegenheit warten auf Niemanden. Man muß also diese ohne Verschub nutzen. Vor allem aber muß man die böse Gelegenheit zu meiden wissen, wenn man seinem Unglücke nicht selbst entgegen gehen, und ihm die Hand reichen will.

Man rieth einer ehwürdigen Dame sich öfters in eine gewiße Gesellschaft zu begeben, wo es etwas freyers hergieng, um daselbst den Anwesenden ein gutes Beyspiel zu geben. „ich kann ihnen kein besseres geben, sagte diese: als „ daß ich sie verlasse.“

XLV. §.

Von der Gelehrsamkeit.

Man muß studiren nicht um dasjenige zu wissen, was andere wissen, sondern um sich dessen zur Tugend und zum Nutzen des Vaterlandes, besser als viele andere, bedienen zu können. Im Alter wurde es zu spät seyn, wenn man es sich leid seyn lassen wollte, daß man in der Jugend nichts gelernet hat.

Ein junger Edelmann, der eine Reise auf den Alpen that, zog durch seine Gestalt und Pracht aller Augen auf sich. Man fand aber endlich, daß ihm ein beträchtliches Stück, sowohl des Adels als der Schönheit, fehlete: „Ey der schö„ne Herr! rief man, nur Schade, daß er „ keinen Kopf hat!“

XLVI. §.

Von der Gerechtigkeit.

Wie schändlich läßt es nicht, wenn ein Christ diese schöne Tugend bey den Heyden suchen, und solche erst von diesen lernen muß!—

Astyages fragte den kleinen Cyrus, was er heute gelernet habe. — „In unsrer Schule, antwortete der junge Prinz, “ hatte ein großer „ Knab einen kleinen Rock; er gab ihn einem Knaben, der kleiner war als er, und „ nahm ihm dafür seinen größern Rock. „ Der Lehrmeister trug mir auf, die Sache, zu entscheiden, und ich that den Ausspruch, daß es so bleiben könne, weil sich „ auf diese Weise die Röcke besser für die „ Knaben schickten.“ Er sagte mir aber, daß ich nicht recht geurtheilet habe; denn ich hätte nur auf den Wohlstand gesehen, und man müßte doch hauptsächlich auf die Gerechtigkeit sehen, welche verlangte, daß keinem in seinem Eigenthum Zwang angethan werden solle.

Der

Der atheniensische Feldherr Themistocles machte einst ein Project bekannt, welches für die Republick sehr vortheilhaft schien. Man ernannte den Aristides die Sache zu untersuchen, welcher dem Volk die Nachricht brachte, der Vorschlag des Themistocles wäre für die Republick die nützlichste Sache von der Welt, aber auch zugleich sehr ungerecht. Worauf die Athenienser dem Themistocles sogleich verbothen, weiter etwas von der Sache auch nicht einmal zu gedenken.

XLVII. §.

Von den Geschäften.

Die Geschäfte der Kinder werden als Tändeleyen geachtet, und die Tändeleyen der Männer pflegt man gar oft Geschäfte zunennen, sagt der heilige Augustin. Es muß also keiner seiner Geschäfte wegen über andere sich erheben; und keiner darf deshalben den andern verachten. Das erste Geschäft aber soll allzeit dieses seyn, daß wir unsere Berufsgeschäfte durch Nebendinge niemals verabsaumen.

Philippus König von **Macedonien** sagte einst zu einem **Musicus**, daß das Lied, welches er gesungen habe, nicht nach den Regeln gewesen sey. „**GOtt gebe nicht, Prinz!** gab ihm der „**Musicus** zur Antwort, **daß du je so un-„glücklich seyn mögest, diese Dinge besser „zu verstehen, als ich.**“ Er wollte sagen, daß der Prinz wichtigere Dinge in seiner Regierung verabsaumen müßte, wenn er sich um so geringere, eben so viel als ein **Musicus**, annehmen wollte.

XLVIII. §.

Von der Geschämigkeit.

Ohne eine gründliche Ursache sich schämen wollen, ist eine kindische Blödigkeit. Die Geschämigkeit aber besteht in einer vernünftigen Furcht, daß man an seiner Ehre etwas erleiden dörfte. Sie hilft sehr viel dazu, daß junge Leute in gehörigen Schranken bleiben. Und diejenigen, welche dieses Joch einmal abgeschüttelt haben, fallen in die häßlichsten Ausschweifungen; ihr Leben ist voller Niederträchtigkeit, und ihr Ende voll Schande.

Diogenes,

Diogenes, der Weltweise, bemerkte einst einen Jüngling, welcher erröthete: „Nur frisch, „ mein Kind! sagte er zu ihm: diese Ge= „ schämmigkeit ist die wahre Leibfarbe, das „ ächte Kennzeichen, der Tugend.“

XLIX. §.

Von der Geschwätzigkeit.

Die Geschwätzigkeit ist das elende Talent unverständiger Kinder, und müßiger Weiber. Von allen was sie wissen, und was sie nicht wis= sen, wollen sie reden; und zwar niemals lieber als eben zur Unzeit.

Ein junger Mensch, der verständig genug war, hatte einst in einer Gesellschaft gelehrter Leute mit großer Bescheidenheit ganz stille geschwie= gen. Sein Vater fragte ihn, da sie alleine wa= ren, warum er nicht gezeiget habe, daß er auch etwas wüßte. „Ich fürchtete,“ gab der sittsame Sohn zur Antwort: „ ich fürchtete, man „ möchte mich auch über das fragen, was „ ich nicht weis.“ —

L. §.

Von der Gesundheit.

Die gute Beschaffenheit des Gemüthes kömmt auch dem Leibe zu statten. Denn wie die Tugend sein eigener Belohner, so ist auch das Laster sein selbst eigener Bestrafer. Man muß demnach am Gemüthe gesund seyn, damit man zugleich am Leibe gesund seyn könne; und das Mittel lang zu leben ist, daß man recht lebe.

LI. §.

Von dem Gewissen.

Es hilft sehr wenig oder gar nichts, wenn man durch allerhand Kunstgriffe sich vor den Augen der Welt verstecken, und seine Laster oder Vergehungen nur heimlich halten will. Nein, man findet hierinn die wahre innerliche Ruhe nicht, weder die erwünschte Heiterkeit des Gemüthes. Denn gleichwie ein gutes Gewissen in Ansehung der Seele eben das ist, was die Gesundheit in Ansehung des Körpers: so ist auch entgegen ein böses Gewissen allezeit und überall sein eigener Henker.

Socrates, obschon ein Heyd, war dennoch so gewissenhaft, daß er selten in die Commödien seiner Landsleute kam, weil die Gesetze des Wohlstandes, wie er sagte, daraus verbannet waren. — Es ist also nichts besonders, wenn Leute, die sich Christen nennen fruher oder später den Biß ihres Gewissens fühlen, gleichwie man es von Lulli und Quinault in dem französischen Sinngedichte liest. „Lulli dem Tode nahe, „Quinault gegen das Ende seines Lebens, „verschwören die Oper, und entsagen der „Liebe; weil ihr Gewissen sie damit schreckt, „daß sie mit rührenden Versen, und bezaubernden Tönen junge Herze verführt „haben.“

LII. §.

Von der Gewohnheit.

Wie die Bäume, derer ungeschlachter und knotichter Stamm mit den Jahren hart geworden, sich nicht mehr gerade richten können: so können auch die Menschen in einem gewißen Alter sich fast nicht mehr biegen; weil sie fast niemals mehr mit

wahrem Ernste gegen gewiße Gewohnheiten sich entschliessen wollen, die mit ihnen alt geworden, und, so zu reden, in das Mark ihrer Gebeine sich eingedrungen haben. — So sehr vieles liegt daran, daß man schon in den ersten Jahren mit vollem Eifer sich an das Gute gewöhne.

„ Hätte man mir dieß eben so in mei„ner Jugend gesagt; so wäre niemals ge„schehen, was geschehen ist," sprach ein großer Monarch des vorigen Jahrhundert, da er einst einer öffentlichen, wider das Laster der Unzucht sehr scharfen Strafpredigte beygewohnet hatte. —

Als Plato einen seiner Schüler mit Würfeln spielen sah, gab er ihm einen Verweis. Der Schüler entschuldigte sich mit Vorgeben, daß ihr Spiel nicht hoch wäre: — „Aber, sagte Plato, „ rechnest du die Lust zu spielen, die du durch „ dieses kleine Spiel dir angewöhnest, für „ nichts?" —

LIII. §.

Vom Glücke.

Im Glücke muß man sich zum Unglücke bereiten, so wie man im Sommer sich auf dem Winter mit Vorrathe versieht. Wenn du aber kein Glück hast, so trachte es mit Wohlthun zu verdienen. Demjenigen kann das Glück wenig schaden, der seine Zuversicht mehr auf die Tugend, als auf den Glücksfall gesetzt hat. Die Tugend allein ist aus eigener Kraft mächtig, daß wir über das Glück siegen, und dem Unglücke ins Angesicht trotzen.

Ein rebellischer Unterthan drang bis in das Zimmer Karl des I. Königs in England. Er trat mit geladnem Pistol vor ihn, und sagte: „der König müßte den Augenblick mit ihm gehen. „Und wohin? fragte Karl. — Zu den Mitverschwornen, erwiederte der Rebell. — Auf „wessen Befehl? fragte der König weiter.“ — Der Bösewicht zeigte auf seine Reiter, die bey ihm, und ansehnliche große und wohlbewaffnete Leute waren. „Euer Befehl, sagte Karl lä-

„ chelnd, ist sehr leserlich geschrieben, man „ kann ihn lesen ohne zu buchstabieren.“ — So unerschrocken und größer als sein größtes Unglück war die große Seele dieses Königs; und diese Kunst, auch in den äußersten Umständen sich in der Gewalt zu haben war bey diesem Prinzen mit Offenherzigkeit und Redlichkeit vereiniget, ohne welche sie nicht viel Lobes verdienen würde.

LIV. §.

Von der Gleichmüthigkeit.

Niemals soll ein Unfug der Menschen, weder ein Zufall des Glückes so viel Gewalt über uns haben, daß es unser Gemüth beunruhige, oder solches ganz einnehme; sondern, nachdem man seine Pflichte gethan, so muß man den Ausgang der Sache, das Glück und das Unglück, und alles was sich begeben mag, als ein Schicksal von der Hand GOttes allezeit mit einem gleichen Sinne zu vertragen wissen.

Der *Marschall Catinat* war bey den gefährlichsten Klippen der Bescheidenheit immer sich

selbsten

selbsten gleich, eben so entfernt vom Eigennutze als vom Stolze. Nach der Schlacht bey Märseille, welche Catinat im Jahre 1693. gewonnen hatte, sagte Palaprat, ein französischer Dichter, „ er kännte einen General, der sich immer so „ gleich wäre, daß er nach einer gewonnenen „ Schlacht, mit der größten Gleichmüthigkeit „ Kegel scheiben würde, womit er den Catinat „ meynte.“ — Ich, antwortete der Marschall, „ würde einen solchen nicht weniger schätzen, wenn „ er auch die Schlacht verlohren hätte.“

LV.

Von GOtt.

Alles ist daran gelegen, daß man von GOtt nicht nur keinen unächten, oder nur schwachen, sondern auch schon von Kindsbeinen an allezeit einen sehr hohen, und übergroßen Begriff habe. Man muß auch dabey niemals stehen bleiben, sondern sich befleissen solchen Begriff von Tag zu Tag immer vollkommner zu machen. Man muß gleichsam zu sich selbst sagen: „ Was ich immer „ Hohes und Gutes denken kann, alles dieses ist

„ in GOtt; und GOtt ist immer über alles die-
„ ses noch etwas unendlich höheres, unendlich bes-
„ seres, etwas unendlich vollkommneres. — GOtt,
„ dieses höchste, dieß allwissende, ewige, überall
„ gegenwärtige, dieß einzige und zugleich unend-
„ lich vollkommene Wesen, Er ist es, von wel-
„ chem allein alles ist, was ich bin, und ohne
„ welchen dieß, was ich jetzt bin, alsbald er nur
„ will, noch in diesem Augenblicke, dieß alles so-
„ gleich Nichts, und nimmer ist." — Wie der Begriff, den wir von GOtt uns machen, beschaffen ist: eben so, das ist, schlechter oder vollkommener wird auch bey uns die Erfüllung unsrer Pflichte gegen GOtt sowohl als gegen den Nächsten seyn. — **O daß ich dich recht kennete!** seufzte täglich der heilige **Augustin, dich, mein GOtt! deine unendliche Hoheit, und meine grundlose Nichtigkeit!** — —

Ein zornmüthiger Mensch, der fast eben so hochmüthig von sich, als schlecht von GOtt zu denken, und zu reden gewohnet hatte, wurde einst wider ein gähling aufstossendes Unglück in seiner Ungeduld aufs Aeußerste gebracht. Selbst dem Himmel trotzte er, und er foderte ihn wirklich mit

sich zum Zweykampfe auf. Doch diese gottlose Wuth gewann sogleich ein Ende; Denn der Allmächtige hatte, wie es scheint, eine kleine Mücke gewählet, welche mit diesem Riese kämpfen sollte. Ein einziges solches Thierchen, welches wir sonst mit Füßen tretten, dieß verfolgte diesen großsprechenden Geist so lang, bis es sich ganz unvermerkt in das Innerste seiner Nase verkrochen, aber mit so einer schmerzlich anhaltenden Unruhe, daß der pralende Bösewicht, der zuvor wie **Goliath** seinen GOtt getrozet, jezt selbst und gerne bekennete, daß er von einer einzigen Mücke entwaffnet sey, wider welche er sich weder zu helfen noch zu rathen wüßte. — Nicephor l. 8. c. 20.

LVI. §.

Von der Großmuth.

Die Großmuth erhebt gewißermaßen den Menschen über sich selbst, weil sie machet, daß er seinen eigenen Vortheil aufopfert, um hiedurch sich selbst, oder das Laster zu besiegen, oder das Wohl seines Nächsten zu befördern. — Der Jüngling

ling muß diese erhabene Tugend kennen lernen, damit er sie in mannbaren Jahren auszuüben wisse.

Man wollte in dem Hause eines reichen Bürgers einen Edelmann einquartiren, der seines bösen Lebens wegen in einem sehr üblen Rufe war. Der tapfere Bürger antwortete hierauf seinem Fürsten, "ich kann euch, als meinem „Herrn nichts abschlagen: aber, ich thue „zugleich die Erklärung, daß ich mein „Haus, so bald der Edelmann wieder her„aus seyn wird, selbst in Brand stecken „werde, als ein Haus, welches vom La„ster angesteckt ist, und nicht verdient fer„ner von Leuten bewohnt zu werden, wel„che Ehre und Rechtschaffenheit lieben.

Ein Türk, welcher in der blutigen Schlacht im Jahre 1691. bey Salankemen seinen Turban verlohren hatte, und ihn gerne wieder haben wollte, erhielt ihn von einem deutschen Soldaten mit diesen großmüthigen Worten: — — „Freund! hier ist dein Turban, den du „suchest; du bist ein Soldat und ich auch;

„ wir müssen einander als Brüder begeg„ nen.“ — Der Türk voller Freuden und Erstaunung über dieß Betragen, nahm mit einer Hand den Turban, und gab mit der andern seine Musquete dem Deutschen zum Geschenke, und sagte dabey: “wenn wir Brüder „ sind, so habe ich ja dieses Gewehres nicht „ mehr nöthig.“ —

Bey einer allgemeinen Ueberschwemmung zu Verona blieb in Mitte des reißenden Stroms ein Haus stehen, in welchem eine ganze Familie verschlossen war, und mit ausgestreckten Händen um Rettung flehete, besonders weil der Fluß von dem Fundament des Hauses schon immer ein Stück nach dem anderen heraus rieß. Der Graf Polverini both einen Beutel mit hundert Louis d'or an, wenn jemand das Herz hätte, mit einem Schiffe diesen Unglücklichen zu Hilfe zu kommen. Aber die Gewalt des anlaufenden Wassers und die augenscheinliche äußerste Gefahr schreckte alle ab, einen einzigen Mann ausgenommen, der eben vom Lande dazu kam, und es wagen wollte. Er stieg sogleich in ein Boot, arbeitete sich mit den Rudern bis Mitten in dem

Strom

Strom an das Haus hin; nahm unten die ganze Familie, die sich eins nach dem anderen an einem Stricke herab ließ, im Boote auf, und kam mit ihr glücklich ans Ufer zurück. Der Graf wollte ihm die versprochene Belohnung sogleich auszahlen; er nahm sie aber nicht an, sondern sagte: „Ich verkaufe mein Leben nicht; meine Arbeit ernähret mich, und mein Weib und meine Kinder. Gebet dieses Geld lieber der armen Familie, die ich eben gerettet habe, und die es nöthiger hat, als ich." — Diese Handlung ist vieleicht mehr als großmüthig; und doch ist es eine Handlung von einem gemeinen Landmanne, der von den Hochmüthigen oft so sehr, und eben so unbillig verachtet wird.

LVII. §.

Von den Grundsätzen eines gesitteten Lebens.

Es ist nothwendig, daß junge Leute sich einige Grundsätze wählen, welche sie bey sich fest setzen sollen, um ihre ganze übrige Aufführung darnach einzurichten. Ohne dieses Mittel lebt man immer auf **gerath wohl**, bald nach diesem, bald nach jenem Kopfe. Man tappt im Ungewißen, und ein solcher Lebenswandel ist wie ein Wetterhahn, allezeit unbeständig, niemals sich selbsten gleich — Nun aber müssen solche Grundsätze kurz seyn, damit man sich derer leichter erinnere; und sie müssen, so viel möglich, vollständig seyn, damit man nicht etwann irre. Vor allem aber müssen sie auf das Christenthum bestens gegründet, und schier nur aus diesem entnommen seyn; weil nur in diesem die wahre Weisheit zu finden ist. Ja, damit du den **Christen** niemals vergißest, da du etwa den **Philosophen** machest, so sieh allzeit schon vorhinein auf **Christum** zurücke, der

allein

allein mit seinem göttlichen und schönsten Beyspiele, in allen, was du thust, und was du leidest, für dich der schönste Weg und die höchste Weisheit ist.

Als der Philosoph **Thales** gefragt wurde, wie man wohl und recht leben sollte: „ **thue** „ **nicht**, sagte er: **was du an einem andern** „ **tadeln wurdest.** " — Wir Christen finden diesen schönen Grundsatz, ohne daß wir so weit bis in das Heydenthum zurücke gehen. — **Arzt heile dich selbst**, sagt uns der göttliche Lehrmeister, bey Luc. am 4. Kap.

Bezeige gegen alle eine gewiße Achtung, auch gegen den Geringeren; auch gegen deinen Untergebnen. Nach dieser Regel verhielt sich Titus, der beste Kaiser, den man das Vergnügen des menschlichen Geschlechts nannte. Das Evangelium sagt uns aber eben dieses, bey Luc. am 22. Kap. wo es heißt: **Wer unter euch der Größte ist, der soll seyn wie der Geringste.** Gleichsam als hätte es Titus nur von den Christen entlehnet, so wie der tugendhafte **Alexander Severus** der für seinem Hauptgrundsatz folgende Regel genommen: **thue**

anderen nicht, was du nicht willst, daß man dir thue. Eine Regel, die dieser, obschon heydnische Kaiser, wie bekannt ist, nur von den Christen gelernet, aber auch besser, als oft manche Christen befolget hat; denn er war bescheiden und gütig, gefällig im Umgange, mäßig in der Lebensart, und allezeit mehr tugendhaft als prächtig in seinem Aeußerlichen, obschon er Kaiser war.

LVIII. §.

Von der Gunst.

Lerne dich in allerhand Leute schicken; denn es ist eine grosse Kunst alle zu gewinnen. Doch hüte dich, daß du anderen zu gefallen niemals Böses thust; sonst wirst du vieleicht die Gunst eines unbeständigen und veränderlichen Menschen gewinnen, aber zugleich die Gunst GOttes, dem du nirgends entgehen kannst, verlieren: welches eben so viel ist, als mit goldnen Angeln fischen; Der Faden zerreißt, die Angel geht verlohren, und der ganze Fang, wenn er auch noch so glücklich wäre, kann den Schaden nicht ersetzen.

Peter Aretin, ein satyrischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, hatte sich selbst unter diese Unglücklichen gezählet, indem er sagte: „Wenn „ich JEsum Christum geprediget hätte, „so, wie ich den Kaiser gelobet, und viele Unschuldige getadelt habe, so würde „ich mehr Schätze im Himmel finden, als „ich jetzt auf Erde Verdruß und Schulden habe.

LIX. §.

Von der Gütigkeit.

Niemand verdienet Gut genennet zu werden, der nicht so viel Geschicke und Herze hat, daß er auch böse seyn könne, so oft das Laster eine Bestrafung erfodert. Alle übrige Güte ist gemeiniglich nichts anders, als eine furchtsame Schwachheit, oder eine schlechte Unvermögenheit.

Einige Griechen lobten gegen einen König zu Lacedämon die ausnehmende Gütigkeit seines Mitregenten. „Und, wie kann er gütig seyn, „sagte der König: wenn er fast nie den Bösen fürchterlich ist? —

LX. §.

LX. §.

Von der Gutthätigkeit.

Derjenige, welcher Gutes zu thun unterläßt, wenn die Gelegenheit und das Vermögen sich dazu füget, der verdient eben so wohl getadelt zu werden, als ein Anderer, der nicht unterläßt Böses zu thun, wenn es ihm angehen will. — Wer im Glücke sitzt, soll das Glück nicht misbrauchen, sondern den Unglücklichen helfen. Nur große Seelen wissen es, wie viel Ruhms und Vergnügens darinn stecke, wenn man gutthätig ist.

Leopold, souverainer Herzog von Lothringen, war ein sehr gutthätiger Fürst. Einer von seinen Ministern stellte ihm vor, daß seine Unterthanen ihn ruinirten, weil diese dergestalten allezeit mehr haben würden als er. „Desto besser, antwortete Leopold: **ich werde um so viel reicher seyn, als ich meine Unterthanen glücklicher sehen werde.**

Der fromme **Titus** pflog seine Stunden nur nach Wohlthaten zu zählen, die er den Menschen

schen erwiesen hatte. Und Alexander Severus war zur Gutthätigkeit so sehr geneigt, daß er so gar den Wünschen derer zuvor kam, die aus Schüchternheit zurücke hielten. „Warum fo„dert ihr nichts von mir? sagte er: wollt „ihr euch lieber in Geheime beklagen, als „mir Verbindlichkeit haben?" — Welch ein schönes Beyspiel für die ungerechten Geizhälse! — Der Heyd klaget sich, daß man von ihm nichts fodert: und jene fodern, daß man wider ihren Geiz, und wider ihre gewaltsame Ungerechtigkeiten auch nicht einmal klagen solle. —

LXI. §.

Von der Habsucht.

Der Geiz und die Habsucht sind die wahren, und fast die einzigen Quellen alles Unheils in dem gesellschaftlichen Leben. Die Menschen wollen alles haben, was sie ihrer Meynung nach nur haben könnten; und diese unmäßige Begierd macht sie in allem unglücklich. Wollten sie recht leben, und sich mit dem begnügen lassen, womit der wahren Nothdurft abgeholfen wird: so würde man überall den Frieden, die Freude, und vieleicht selbst den Ueberfluß finden.

Ein

Ein gelehrter aber etwas geitziger Mann wollte mit seinem Freunde um eine Kostbarkeit handeln, welche ihm immer zu theuer schien. „Dieß ist der Werth, sagte der Freund: wol„len sie dennoch mit mir handeln? Ja, „antwortete der Käufer: Sie wollen also die „Sache geschenkt haben, widersetzte jener: „gut: es soll ganz und umsonst ihnen ei„gen seyn; damit sie wissen, daß sie bey „keinem Handelsmann sind, wenn sie mit „mir zu thun haben.“

Lycurg, der groß genug war von dem Thron herab zu steigen, um seine Mitbürger durch eigenes Beyspiel des Uneigennutzes desto glücklicher zu machen, hatte diese dahin beredet, daß sie ihre Ländereyen alle in gleiche Theile getheilet. Als er nun zur Zeit der Aerndte auf den laconischen Feldern wahrnahm, daß die Haufen der Garben alle einander so gleich sähen, daß keiner größer schien als der andere, sagte er zu den Umstehenden: „Scheint Laconien nicht das Erbgut „wahrer Brüder zuseyn, welche jetzt eine „so schöne, und friedvolle Theilung unter„einander vorgenommen haben?“

LXII. §.

Von der Herzhaftigkeit.

Wer im Glücke übermüthig ist, der ist im Unglücke schier allezeit schwach und erschrocken. Leute aber, welche weibisch und den Wollüsten ergeben sind, die haben zur Zeit der Gefahr gemeiniglich kein Herz, weder einen Muth, als nur jenen, denn ihnen etwann die Verzweiflung eingiebt.

„ Daß der wahre Heldenmuth im Treffen ein gutes Gewissen und das Vertrauen auf GOtt sey; und daß eben die Freygeister in der Schlacht die verzagtesten Geschöpfe sind, dieß versichere ihnen mein Herr!" sagte vor wenigen Jahren der Adjutant des General Dohna zum Herrn Professor Gellert, wie er es selbst in seinem Briefe erzählet.

Scipio, der den Beynamen Africanus bekam, war gegen alle Schwierigkeiten standhaft, in Gefahren unerschrocken, und im Gefechte allezeit ein tapfrer Mann. Schon als ein Jüngling

von

von achtzehn Jahren gab er am Fluße Tesino den Beweis davon. Er drang mit dem Degen in der Hand in einen Haufen Feinde, die seinen Vater umringt hatten; trieb sie herzhaft auseinander, und rettete den Vater, der in Gefahr war getödtet, oder gefangen zu werden. Aber auch Scipio wußte eben so gut seine Leidenschaften als seine Feinde zu besiegen, wie er es bey der Eroberung der Stadt Carthago zeigte, mit so einem unsterblichen Ruhme, daß der überwundene celtiberische Prinz Allucius die keusche Heldentugend seines Siegers weit mehr als selbst den Sieg desselben bewunderte, und die schöne That auf einem großen silbernen Schild eingraben ließ, womit er den Scipio beschenkte, der auch noch heut zu Tage in der Kunstkammer der Könige von Frankreich sich befinden solle.

XLIII. §.

Von der Höflichkeit.

Schlechte Leute sind es, welche, wenn sie am Alter, oder an Verdiensten über andere etwas bevor zu haben glauben, deßwegen auf andere wenig oder gar keine Rucksicht machen, und diesen zur Last nur immer ihrer Commoditet pflegen. Nein, die Höflichkeit steht allezeit und allen, auch den Großen wohl an. Sie kostet wenig, und gilt sehr viel; denn wer andere ehrt, der wird wieder entgegen, und zwar um desto mehr geehret werden. So gar mit dem Gesinde muß man einigermaßen höflich umgehen, wenn man die Pflicht der Höflichkeit will erfüllet haben.

Friedrich, Graf von **Urbino**, war einer von den Herren, die ihren Ruhm und Glück darinn suchen, daß sie von ihren Unterthanen geliebt werden. Wenn er in seinem Lande herum reisete, liefen ihm seine Unterthanen voller Freuden haufenweise entgegen, und er bezeigte sich gegen alle besonders leutselig, dergestalt, daß er allemal so gar den Hut abnahm, wenn er mit einem redete. —

Wie, sagte ein Kaufmann zum Gouverneur in Virginien, "Eure Excellenz lassen „ sich so weit herab, daß sie, wie ich sehe, „ einem Sclaven, der da vorbey geht, „ und sie grüßet, für sein Compliment, so „ freundlich danken? — Ohne Zweifel, antwortete der Gouverneur: ich wollte nicht gerne, daß ein Sclav höflicher wäre, als ich."

LXIV. §.

Vom Hochmuth.

Wenn wir selbst nicht hochmüthig wären, so würden wir uns über andrer Leute Hochmuth nicht leicht beschweren.

„ Mache dich klein mein Sohn! sagte „ Parmenio zum Philotas." Auch bey Hofe braucht man schier keine Lection, als nur diese. Doch eine solche Demuth muß nicht minder christlich, das ist, ohne Heucheley und ohne Verstellung seyn; sonst ist dein Hochmuth nur desto größer, je demüthiger du zu seyn scheinst. Der Stolze demüthiget sich, und sagt es, und der

Schalk ist in seinem Munde. Der demüthige Christ aber glaubet es auch im Herzen, was er dießfalls saget.

Ein gewißer **Menecrates**, der von dem schmeichelnden Volke **Jupiter** genannt wurde, gebrauchte sich dieses hochmüthigen Titels in einem seiner Briefe, den er an den **Agesilaus** geschickt, und also anfieng: „**Menecrates Jupiter wün-„schet dem Könige Agesilaus Glück. Age-„silaus**, um ihm seinen thörichten Stolz zu ver-„weisen, schrieb zurück: **Der König Agesilaus „wünschet dem Menecrates gesunde Ver-„nunft.**

LXV. §.

Von der Jugend.

Junge Leute müssen sich gesunde Grundsätze wählen, womit sie die Ausschweifungen ihrer Jugend bezäumen, und die ihnen anklebenden böse Neigungen bey Zeiten, und zwar von selbst zu beherrschen lernen. Ohne dieses Mittel wird man für sie einen ewigen Hofmeister nöthig haben. Sie

werden

werden mit grauen Haaren noch allzeit jung seyn, und sie werden von den verächtlichsten Leidenschaften auch in späten Jahren, wie ein Kind immer geäffet, und geschleppet werden. Da entgegen ein kluger Jüngling durch eine frühzeitig erworbene Tugend die Ehre und das Ansehen der Alten, oftmals schon in seiner Jugend verdient; Denn die Anzahl der Jahre ist kein Maaßstab der Verdienste, so wie die große Leibsstatur niemals ein Beweis von der Großheit des Geistes ist.

Ein großer Hof ließ sich es einst verdrießen, daß man an ihm einen Gesandten geschickt, der an Jahren noch ziemlich jung war. „Ey was! „ hieß es, fehlt es dann eurem Herrn an „ Männern, daß er einen Gesandten ohne „ Bart schicket? — Wenn mein Principal „ geglaubt hätte, erwiederte der junge Ge„ sandte: daß die Verdienste im Barte be„ stünden, so hätte er an diesem Hof wohl „ einen Bock, und nicht einen jungen Edel„ mann geschicket.“

LXVI. §.

LXVI. §.

Von der Keuschheit.

Die Keuschheit ist die Tugend jedes Standes und jeden Alters; vor allem aber ist sie die Zierde der Jugend. Sie ist die Heldentugend der jugendlichen Jahre, und eine der ersten Pflichten des ehrlichen Mannes. — So urtheilet hievon die gesunde Vernunft, und selbst das gut gesittete Heydenthum.

Man muß demnach die Schätzung und die Uebung dieser erhabnen Tugend nicht bey unverständigen Kindern, nicht bey verzärtelten Weichlingen, nicht bey feigen Weiberherzen, sondern nur bey großen Seelen, und bey christlichen Helden suchen; bey einem ruhmvollen *Cyrus*, *Alexander*, *Scipio*, *Pelagius*, *Nicetas*, *Casimirus*, u. s. f. Solche Beyspiele, unter welchen jenes von dem jungen *Joseph in Aegypten* billig voransteht, sollten natürlicher Weise auf ein Geschlecht so wohl als auf das andere, besonders bey uns Christen, den stärksten Eindruck machen, um einen kindischen Vorwitz, eine tyrannische Begierde, und eine niederträchtige Wollust, die wir

nur

nur mit den Bestien gemein haben, großmüthig zu beherrschen, und vollkommen zu besiegen.

Da ein Wollüstiger Mensch sich zu dem Epictet in die Lehre der Weltweisheit begeben wollte, nahm ihn Epictet nicht an, nur weil er nicht keusch war. „Du Thor! sagt der Phi„losoph: was willst du thun? reinige zu„vor das Gefäß, ehe du etwas hineingie„ßest; sonst verderbst du schon durch dieß „allein alles, was du immer in dasselbe „bringst.“

Ein unkeuscher Buhler, der seiner Geliebten schmeicheln wollte, sagte: „Nur ihre Tugend „ist es, so ich am meisten an ihnen schä„tze.“ Die keusche Tochter nahm den Schmeichler beym Worte, und wiedersetzte in einem edlen Tone: „gut! so müssen sie dann mich nicht „in Gefahr setzen jenes zu verlieren, was „sie bey mir am meisten schätzen.“ Sie kehrte ihm sogleich den Rucken, obschon er eine Person vom Stande war, und sie gieng eben so großmüthig, als weislich davon; Denn, wie der gelehrte Maldonatus sagt: „eine keusche Seele

„muß

„ muß das Gespräch mit einem Unkeuschen, auch,
„ da dieser nichts unehrbares redet, sorgfältigst
„ meiden."

„ Entweder wirst du mir die versperr„ ten Thüren öffnen, oder ich will dich auf „ der Stelle tödten," sagte ein studirender Jüngling zu einer lasterhaften Person, da er ihr zugleich den Degen auf die Brust setzte, weil diese mit gähling versperrter Thüre ihn zur Sünde zwingen wollte. Er ließ es bey dieser Bedrohung nicht bewenden, sondern er gab ihr auch viele derbe Rippenstöße, theils seine Tugend zu retten, theils ihr den Lust, etwas dergleichen wieder zu wagen, für allezeit zu nehmen. — Die späte Nachwelt wird hierüber unserm Vaterlande, und hiesiger Stadt München, wo dieser keusche Joseph im Jahre 1593. wider das Laster so großmüthig gestritten hat, niemals vergessen das verdiente Lob zu sprechen.

LXVII. §.

Vom Klagen überhaupt.

Wer sich über seine Umstände gerne klaget, der weis nicht recht, daß er ein Mensch ist, den der Schöpfer darum auf die Welt geschaffen hat, damit seine Treue und Tugend in widrigen Zufällen geprüfet werde. Er scheint vergessen zu haben, daß er, als ein Christ, einen gekreutzigten GOtt anbethe, dessen Namen zu tragen man unwürdig ist, wenn man durch Geduld und Sanftmuth ihm ähnlich zu seyn nicht beflissen ist.

Der große Feldherr **Marcus Antonius**, nachdem er einer halben Welt befohlen, und endlich unglücklich geworden, sagte öfters: „ich „schäme mich meiner Niederlage nicht, weil „ich von Römern überwunden bin.“ — Könnte, und sollte nicht ein Christ mit besserm Grunde sagen: Ich schäme mich nicht verachtet zu seyn, und ich habe nichts zu klagen, nachdem ich in allem, was mir Widriges begegnet, das göttliche Beyspiel eines gekreutzigten, und zugleich unsterblichen Königs habe.

LXVIII. §.

LXVIII. §.

Vom Klagen wider die Oberkeiten.

Nichts ist gewöhnlicher, als Leute sehen und hören, die mit ihrer Oberkeit auch offenbar misvergnügt sind. Dieß ist das Laster des Pöbels, oder besser zu sagen, das Laster pöbelhafter Gemüther, welche immer zu Neuerungen geneigt sind, weil sie mit ihrem Schicksale nie zu friede sind, und weil sie das Zukünftige, obschon ohne Grund, allezeit für besser ansehen wollen. Wer klug ist, der beugt sich vor seiner Oberkeit, und macht sich sein Schicksal zu Nutze. Er sieht die Umstände, in welchen er sich wirklich findet, für eben diejenigen an, die GOtt, um ihn zu seinem glückseligen Ende zu leiten, oft nur aus geheimnißvollen Ursachen gewählet hat.

Dem Könige von Sicilien Dionysius wurde gesagt, daß eine alte Frau alle Tage in einen gewißen Tempel gienge, und die Götter um sein langes Leben bäthe. Da er nun wußte, daß er von Jedermann gehaßt werde, wollte er die

Alte sehen. Sie kam, und auf die Frage, warum sie die Götter um sein Leben bäthe, antwortete sie: „Als ich jung war, herrschte ein „Tyran über uns, und ich bath die Götter alle Tage, daß sie uns von demselben „befreyen möchten. Du, sein Nachfolger, „bist noch grausamer; und aus Furcht, „daß uns die Götter einen geben könnten, „der wiederum ärger wäre als du, bitte „ich sie um deine Erhaltung.“ —

LXIX. §.

Von der Kleidung.

Die Unsauberkeit und die Unordnung in Kleidern verräth nicht selten eine Niederträchtigkeit des Herzens, besonders bey der Jugend. Aber die Sorge, die sich einige Leute geben, um ihre Kleider reicher zu tragen, als es ihr Stand mit sich bringet: dieß ist ein stilles Bekenntniß, daß es ihnen schwer, oder auch unmöglich sey, sich durch andere wahre Merite ein Ansehen zu machen.

„Ich mache ihrer reichen Veste meine „tiefeste Verbeugung,“ sagte einst der Spötter

ter zu einem jungen Stutzer, dessen Verdienste bekannter maßen in Nichts, als in der prächtigen Kleidung bestunden.

Demaratus von **Sparta** befand sich am persischen Hofe, und hatte vom Könige die Erlaubniß erhalten, sich eine Gnade auszubitten. Er hielt um die Vergünstigung an, zu Pferde, und mit der königlichen Binde auf dem Haupt durch die Stadt Sardis zur Schau reiten zu dörfen. **Mithropaustus**, ein Vetter des Königs nahm hierauf den **Demaratus** bey der Hand, und sagte zu ihm: „*Mein Freund! die königliche* „*Binde bringt kein Gehirn mit sich. Wenn du auch die Donnerkeile in der Hand hättest, so würdest du darum nicht Jupiter seyn.*“

LXX. §.

Von Krankheiten.

In einem sterblichen Leibe gebohren seyn, ist eben so viel, als schon anfangen krank zu seyn: und es ist uns auch eben dieses sehr nutze; damit wir stäts demüthig, und des zukünftigen

Lebens

Lebens eingedenk zu seyn erinnert werden. Aber auch viele Krankheiten, und sehr viele sind es die der Mensch oft nur aus eigenem Verschulden hat; und diese sind immer eine Schande für ihn, weil sie doch gemeiniglich nur die Folgen seiner Unmäßigkeit sind. Gewiß, die Armen, und die arbeitsamen Leute werden von ihrem karglichen Leben nicht so oft krank, und gemeiniglich älter und stärker, als die Reichen, die sich immer so niedlich, und zärtlich halten. Weil man aber doch Aerzte nöthig hat, so sind derer, wie die berufene salernitanische Schule sagt, drey die Beßten. Ein aufgeräumtes **ruhiges Gemüthe**, eine **mäßige Uebung** des Leibes, und eine **gute Lebensordnung**.

Ein König von Persien schickte an den Caliphen **Mustapha** einen sehr berühmten Arzt, welcher sogleich bey seiner Ankunft fragte, wie man an diesem Hofe zu leben pflege. Man antwortete ihm: „**Wir essen nie eher, als bis uns hungert; und wir essen uns nie ganz satt.**“ — **Ich gehe wieder meine Wege**, sagte der Arzt: „**hier finde ich nichts zu thun.**“

LXXI. §.

Vom Laster.

Die leichtsinnige Jugend läßt sich oft leicht und gerne durch böses Beyspiel reitzen; weil sie blindhin glaubet, daß man hiedurch ihre lasterhaften Ausschweifungen endlich wohl auch noch entschuldigen könnte. Aber sie irret; denn, hätte man tausend gute Eigenschaften; wäre man von noch so hohem Stande; wäre man noch so schön, und noch so artig: so heißt doch alles dieses nichts, alsbald man dabey eine ungezäumte Neigung zum Laster wahrnimmt. Ein ehrlich denkendes Gemüth wird sogleich ab so einem Menschen einen billigen Eckel fühlen. Ja die ganze kluge Welt wird wider das Laster allezeit der strengste Richter bleiben, und selbst das Laster, das so süßtrügende Laster muß durch die bittersten Folgen gemeiniglich sein eigener Henker werden. — O, daß doch junge Leute dieses nicht zu spät bedenketen! und daß kluge Aeltern ihrer Jugend hievon bey guter Zeite eine öftere und ernstliche Vorstellung macheten! —

Ein Officier, der sich durch seinen Lebenswandel eben so berühmt gemacht hatte, als durch seinen Muth, erzählte öfters, wie sein Vater, da er in seiner Jugend eine allzuheftige Neigung zur bösen Liebe bey ihm verspürte, ihn auf mancherley Art zurück zu halten gesucht habe. Nichts war wirksamer gewesen, als da er ihn in das Spital geführt, wo Verschiedene an den häßlichsten Krankheiten nieder lagen. Bey diesem gräulichen Anblicke gerieth der Jüngling in Schrecken. „Geh „du lüderlicher Mensch!“ sagte sein Vater in einem nachdrucksamsten Tone zu ihm: „geh! „folge deinen viehischen Lüsten, die dich „hinreißen; es wird noch ein Glück für dich „seyn, wenn du in kurzem in dieses Spi„tal kömmst; unter den heftigsten Schmer„zen deine Laster büßest, und deinen Vater „nöthigest, GOtt für deinen Tod zu dan„ken.“ — Diese wenigen Worte nebst den schrecklichen Bildern, die der junge Mensch vor Augen hatte, machten auf sein Herz einen Eindruck, der nie wieder verlosch. Ueberall, wo er als ein junger Officier in Garnison stand, überall duldete er lieber alle Spötteleyen seiner Kammeraden, als daß er ihre Ausschweifungen mitmachte.

machte. „Ich bin ein Mensch gewesen; ich „habe Schwachheiten begangen, sagte er: „aber ich habe nach so einer väterlichen Le= „ction, eine unkeusche Person nie ohne Ab= „scheu mehr ansehen können.“

LXXII. §.

Von den Leidenschaften.

Jede heftige Leidenschaft ist für den Laster= haften gleichsam eine Leib= und Lebensstraf, indem er durch dieselbige immer gemartert wird; und vor allem ist es die sündhafte Liebe. Der Ver= nünftige heilet so eine Leidenschaft durch die Lei= denschaft selbsten, da er ihr einen bessern, einen so erhabnen Gegenstand vorhält, der seiner Absicht und seiner Neigung in der That vor allem wür= dig ist; nämlich eine heilige Liebe, von der er niemals einen Eckel zu besorgen, niemals eine Untreu zu fürchten hat. Was geringer ist, kostet ihn keine Ueberwindung, weil es ihn sogar in kei= ne Versuchung bringen kann.

Der heilige Augustin sagte öfters: „mein „Herz ist allezeit unruhig, so lang es et=

„was

„ was liebet, daß GOtt nicht ist; weil „ es nur für GOtt allein erschaffen ist.“ — Die keusche Biene freuet sich bey ihrem kostbaren Hönig; da indessen die dumme Wepse nur auf dem faulenden Körper scheußlich herumflattert.

Als Cäsar bey einer unter seinen Truppen sich ereignenden Unordnung einen Fähnrich fliehen sah, kam er ihm in den Weg, drehete ihn gegen den Feind herum, und sagte: „du verirrest „ dich: dorthin mußt du laufen.“

LXXIII. §.

Leben, langes.

Der tugendhaft lebet, der lebet allezeit lang; denn auch nach seinem Tode wird die Ehre seines Namens unsterblich bleiben.

Theodosius der Große hatte einst eine Commißion von Richtern niedergesetzt, die eine Verschwörung untersuchen mußte, welche wider ihn, wie es hieß, sollte angezettelt worden seyn. Als er nun die Richter ermahnete mit aller Billigkeit und Sanftmuth zu Werke zu gehen, sagte einer

von den Commissarien: „Es ist billig unsre „vornehmste Sorge, auf die Erhaltung „des Fürsten bedacht zu seyn. — Seyd lie„ber auf seinen guten Namen bedacht,“ erwiederte Theodosius: „bey einem Kaiser ist „nicht das Wesentlichste, daß er lang, son„dern daß er so lebe, wie sichs gebührt.“

LXXIV. §.

Von der Leutseligkeit.

Die erste Pflicht des zur Gesellschaft geschaffenen Menschen scheint darinn zu bestehen, daß er leutselig sey; daß er dieß gegen alle Stände, gegen jedes Alter, und gegen alles sey, was den Menschen angeht. Sein persönliches Interesse dictirt ihm sogar diese Pflicht. Allein, die Leutseligkeit hört sogleich auf eine Tugend zu seyn, alsbald sie den Eigennutz, jene Pest des gesellschaftlichen Lebens, zum Grunde hat.

Trajan, der vollkommenste Prinz, ließ sich mit seinen Unterthanen öfters in ein vertrauliches Gespräche ein. Und da man ihm eines Tages

vor=

vorstellete, er wäre gar zu gütig, zu leutselig und gar zu gefällig, so war seine Antwort: Ich will „mich gegen Jedermann so aufführen, wie „ich damals, da ich noch selbst ein bloßer „Privatmann war, wünschte, daß sich ein „Kaiser gegen mich aufführen möchte." Aber eben Trajan liebte seine Untergebenen ohne Eigennutz; denn er gab seinem Volke alle die Lusthäuser, und alles wieder zurücke, was ihnen die Gierigkeit der vorigen Cäsarn ent..sen hatte.

LXXV. §.

Vom Lobe.

Mit Loben muß man sehr behutsam, und niemals verschwenderisch seyn, auch bey den Großen nicht. Alles loben wollen, ist sehr verächtlich. Nichts loben, was doch des Lobens würdig ist, das ist höchst unbillig; denn, wer würde endlich gerne tugendhaft seyn, sagt Cato, wenn man den Ruhm und das Lob von der Tugend trennen wollte? — niemals aber sind wir lobenswürdiger, als wenn wir das verdiente Lob selbst unsern Feinden sprechen. — Niedrige Seelen werden sich nie so hoch empor bringen.

Wie sehr immer der wilde Saul wider den sanftmüthigen David aufgebracht war, so mußte er doch, auch wider sich selbsten, der Tugend dieses seinen vermeynten Feindes das edelmüthige Bekenntniß thun: „In Wahrheit du bist unschul„dig, mein David; du bist gerechter als „ich,“ schrie Saul auf offnem Felde dem unschuldigen David zu, wider den er doch eben ein ganzes Kriegsheer ausgeführet hatte. —

„Ich bin sehr stolz darauf euch end„lich gedemüthiget zu sehen,“ sagte einst ein Großer zu einer vornehmen und sehr tugendhaften Familie: die er kurz zu vor gestürzet hatte. „Aber, setzte er sogleich ganz großmüthig bey, „ich würde noch stolzer seyn, wenn ich ein „gleiches Schicksal, mit so einer Tugend, „wie die Eurige ist, eben so lang, und so „tapfer ausgehalten hätte.“

LXXVI. §.

LXXVI. §.

Vom Lügen.

So vortheilhaft immer eine Luge zu seyn scheint, so ist sie doch allezeit, früher oder später, nur dem Lugner selbsten höchst nachtheilig; denn der Lugenhafte, der auch nur einmal auf Unwahrheiten, oder Lügen betretten wird, der ist nachmals allezeit verdächtig. Man wird seiner oft müde, alsbald er zu reden anfängt; und man glaubet ihm ferner auch dasjenige nicht, was er wirklich wahrhaftes erzählet.

Ein junger Großsprecher, der öfters eine Falschheit vorzubringen kein Bedenken trug, erzählte eines Tages eine wahre Sache, die doch keineswegs wahrscheinlich schien. Ein Anderer erzählte sie weiter, und führte den Urheber an, und man glaubte sie um so weniger. Es kam ein Dritter dazu, welcher die Neuigkeit bestärkte, und bewies. „Aber, sagte endlich einer von denen: die nicht glauben wollten, " **wenn die Sache wahr „ und durchaus so ist, wie hat sie dann dieser N. ohne eine Falschheit einzumengen „ erzählen können?"** —

LXXVII. §.

Von der Mäßigkeit.

Die Mäßigkeit bezieht sich auf die Sitten, und auf die Lebensart. Sie kostet junge Leute öfters eine große Ueberwindung. Sie machet, daß wir allezeit mit Wenigen zufrieden, und vergnüget sind. In diesem Wenigen aber zeigt sie uns viele und große Dinge vor, die man von einer gut gesitteten Jugend einst in dem reifern Alter sicher erwarten kann.

Als Epaminondas von seinem Freunde zu einem großen Gastmahle geladen war, wo Lüsternheit und Schwelgerey die Anordnung gemacht zu haben schienen, ließ dieser erlauchte Thebaner sich gemeine Speisen geben, ohne daß er die besseren auch nur einmal kostete. Sein Freund fragte ihn, warum er das thäte; und er gab zur Antwort: „ich will nicht gerne vergessen, wie ich zu „Hause bey mir lebe."

Der engländische Minister Walpole suchte im Namen seines Königes einen vornehmen Edelmann auf seine Parthey abzuziehen. Er begab sich

zu ihm, machte zu diesem Ende die schmeichelhaftesten Versprechungen, und both ihm zu gleicher Zeit eine ansehnliche Bedienung an. „Mylord, „antwortete der Edelmann: ehe ich wegen euren Anerbiethungen meine Meynung sage, so erlaubet mir, daß ich meine Abendmahlzeit darf auftragen lassen.“ Man brachte ihm ein Eingeschnittenes von einem Kälberstoße, wovon er zu Mittage geessen hatte. „Mylord, sagte er weiter zum Minister: glaubet ihr wohl, daß ein Mann, der mit „einer solchen Mahlzeit zufriede ist, ein „Mann sey, den der Hof mit Offerten „leicht gewinnen könne? — saget dem Könige, was ihr gesehen habet; das ist die „ganze Antwort, die ich euch zu geben „habe.“ —

LXXVIII. §.

LXXVIII. §.

Von dem Menschen.

Was ist der Mensch, der von sich selbst kein wahres Kenntniß hat? Er ist wie ein dummes Vieh, welches seine Wohnung nur von Außen ansieht, und, auch nach vielen Jahren niemals weis, wie es damit von Innen stehe. — Er ist ein Thor, der das Kostbarste, so er von GOtt hat, weder kennet, noch zu schätzen weis: und weil er solches auch eben darum gemeiniglich misbrauchet, so ist diese edle Gabe in Ansehung seiner, wie ein kostbares Perl, welches nur den Schweinen vorgeworfen wird.

Nicht nur einen Leib und eine Seele wollte GOtt erschaffen, da er den Menschen, als das Meisterstück seiner Hände, schuff. Denn, gleichwie der Leib ohne Vereinigung mit der Seele nur ein scheützlich faulendes Wesen, und die Seele selbst ohne Vereinigung mit GOtt auch noch häßlicher als der Leib selbsten ist: so war zur Erschaffung eines vollkommenen Menschen das Dritte vor allem das Nothwendigste, nämlich die Eingießung der göttlichen Gnad, durch welches leztere die Seele

sich mit GOtt vereinigen sollte, und ohne welches der Mensch niemals ein Ebenbild GOttes, sondern vielmehr ein Abenteuer als ein Mensch seyn würde.

Nun, welch' ein Wunder der göttlichen Allmacht, da wir drey so sehr zerschiedene Dinge in einem, und in dem nämlichen Wesen vereiniget sehen! einen aus Leim gestalteten Leib mit einer unsterblichen Seele, und diese aus Nichts erschaffene Seele mit der heiligmachenden Gnade GOttes. Aber auch welche Häßlichkeit, alsbald nur eines von dem andern abgesöndert ist! —

Ist die göttliche Gnad von der Seele hinweg, so ist eben dieß der elendeste Stand der Sünde, und der Verwerfung. Der Leib ohne die Seele, dieß ist der Stand des Todes; die Seele aber ohne die Gnad GOttes zugleich, sieh! das ist die Hölle. Der Leib, die Seele, und die göttliche Gnad sind drey göttliche Schönheiten, und das wahre Ebenbild GOttes: aber nur, als lang alle diese drey Dinge in dem Menschen beysammen sind. Fürchte GOtt, und halt seine Gebothe; nur durch dieses, und nur für dieses

ist der ganze Mensch, was er immer ist. Hoc est enim omnis homo. Eccl. 12. Ja ohne dieß bist du nur ein halber Mensch: du bist mehr dem Vieh, als einem Menschen ähnlich.

LXXIX. §.

Von Meynungen, und Vorurtheilen.

Der Irrthum ist das größte Uebel für den Verstand des Menschen. Jeder muß sich also wohl hüten, daß er durch Vorurtheile nicht darein verfalle. Eine Unwissenheit in Sachen, die wir zu wenig oder gar nicht verstehen, weil wir solche niemals geübet haben; eine sclavische Gefälligkeit gegen gewiße Leute, die uns was solches vorschwätzen; oder ein kindische Leichtsinnigkeit auf das pöbelhafte hören sagen, dieß ist gemeiniglich der schädliche Saame vorgefaßter Meynungen. Und wie niederträchtig müssen doch jene Geister seyn, welche aus so seichten Gründen über die Ehre, über Gut, und guten Namen des Nächsten sogleich, und eben so ver-

mes-

messentlich das Urtheil sprechen, wodurch sie aber am allermeisten nur sich selbsten verdammen! Ist es Wunder, wenn man diesen, die selbst für die edle Wahrheit so wenig Achtung haben, wenig, oder gar keine Achtung erweiset? —

Aristoteles pflog zu sagen: „Laßt uns „Freunde des Socrates, und des Plato „seyn; noch mehr aber wollen wir Freunde „der Wahrheit seyn." —

Der Herr von Voltaire, jener berichtigte Dichter, dem es immer nur an Religion, niemals aber an Witz gefehlet, befand sich einst in der Gesellschaft etwelcher hochadelicher Kunstrichter, die sich über die Schriften des la Mothe ziemlich lustig machten. „Meine Herrn ihr habt „recht, sagte Voltaire: ihr urtheilet als Leu„te, welche die Sache verstehen. Was für „ein Unterschied zwischen der Schreibart „des la Mothe und la Fontaine! habet „ihr die letzte Ausgabe der Fabeln des la „Fontaine gesehen?" — „Nein," antworteten diese. — „Was! ihr kennet also die schö„ne Fabel nicht?" fuhr der Herr von Vol-

taire fort, und sagte ihnen eben diese ganz her. Sie fanden die Fabel vortrefflich; sie geriethen in Entzückung. „Da sehe man den la Fontaine! „ riefen sie; er ist ganz Natur: welche Mun„ terkeit! welche Annehmlichkeit!“ — — „ Meine Herren! sagte Herr von Voltaire: „ diese Fabel ist vom la Mothe.“ Man ließ dieselbe sich nochmal sagen, und fand eben diese abscheulich; warum? nur weil man jetzt wußte, daß sie vom la Mothe war. — So kränket man die Vernunft; und man sperrt der Wahrheit Thür und Thor, alsbald man einem Vorurtheile, einer vorgefaßten Meynung den geringsten Platz gestattet.

LXXX. §.

Vom Mistrauen.

Habe ein Mistrauen auf dich selbst als einen gefährlichen Feind. Die Jugend ist einbildisch. Sie verspricht sich alles von selbsten, und sie verabsaumet, wie ein thörichter Roboam, den Rath der Alten. Die Jugend ist gebrechlich; dennoch glaubt sie, sie vermöge alles, und habe nichts zu fürchten. Sie vertraut sich leichtsinnig;

sie ist unvorsichtig; sie läßt sich durch süße Worte schmeichelhafter Verführer bethören, welche, wie eine giftige Schlange unter den Blumen einer vermummten Freundschaft, ihr zartes Herz zu hecken, sich einschleichen. Jüngling! du willst mirs nicht glauben; doch, du wirst mir einst Zeugniß geben, daß du es mit deinem Schade erfahren habest. — Sey also wachbar! widersetze dich dem ersten Anfange des Uebels, und wisse, daß oft ein Gran Herzhaftigkeit auch wider die größten Bösewichte dich zum Obsieger machet.

Ein kluger Edelmann, dem man seine gefährliche Umstände durch viele Gunstbezeugungen verhüllen wollte, entschloß sich bey guter Zeit zu entfernen. Man fragte ihn um die Ursache, weil man ihm sein Mistrauen für Thorheit auslegen wollte. Er gab zur Antwort: „ **man macht „ uns hier zu viel Caressen, und ich will „ lieber mit den Narren Sicherheit finden, „ als mit denen, die sich klug dünken, zu „ Grunde gehen.**

LXXXI. §.

Vom Mitleiden.

Wer nicht helfen kann, bey dem soll man auch selten, oder gar nicht klagen. Doch, mit dem Klagenden muß man allezeit Mitleiden tragen; denn, wenn seine Klage gründlich ist, so ist er des Mitleidens wohl würdig: ist sie aber ungegründet, und zum Theil nur eine Folge seiner schwachen Einbildung, so ist er doch des Mitleidens bedürftig. Solches ihm versagen, oder den Fehler einer Phantaisie ihm vorwerfen wollen, dieß wäre ein Beweis, daß wir nicht zu leben wissen; daß wir unmenschliche, daß wir grausame sind.

„Wie darft ihr begehren, daß ich euern Worten glauben, da ihr doch selbst auch den Meinigen nicht glauben wollet; und zwar in einer Sache, die nur mit mir, und in meinem eigenen Hause passirt?" sagte einer, dessen kränklichte Zustände man heilen wollte, mit Vorgeben, daß solche größtentheils nur von seiner furchtsamen Einbildung herkämen.

Ptolomäus

Ptolomäus der Thebaner wurde einst von einem Soldaten, der ihm billig verdächtig seyn konnte, um ein Almosen gebethen. Der Feldherr untersuchte es nicht lange, ob dieser Bettler in der That so bedürftig, und einer besondern Hilfe würdig wäre. Weil er aber eben nichts anderes bey Handen hatte, das er ihm geben könnte, zog er seine Schuh aus, und schenkte sie dem Soldaten mit diesen Worten: „Hier mein Freund! „ suche die zu nutzen. Ich habe dir nichts „ Besseres zu geben; allein, ich will lieber „ mit bloßen Füßen gehen, als dich leiden „ sehen.“ — Dieß that ein Heyd. Was werden nicht die Christen thun? —

LXXXII. §.

Von den Müßiggängern.

Schier alle, auch die Müßiggänger selbst wollen beschäftigte Leute heißen, und sie wollen niemals für das angesehen seyn, was sie doch wirklich sind. — Demnach sollst du mit deinem Besuche sparsam, oder doch nicht lang seyn; damit du nicht in Verdacht kömmst, als sähest du dei-

nen Freund für jenen an, der die edle Zeit nicht besser, als so, bey dir, zu nutzen weis.

Ein geschwätziger Müßiggänger fragte den Aristoteles, ob ihm die Zeit bey ihm lang geworden: — „Nein, sagte der Philosoph: denn „ich habe nicht auf dich gemerket.“

LXXXIII. §.

Von der Nachahmung.

Junge Leute sind zum Nachahmen geneigt; und es ist oft sehr gut, daß sie so sind; wenn sie nämlich nur das Gute, nur das Schöne, und das Große nachzuahmen beflissen sind. Zu diesem Ende stellt man ihnen Gemälde vor: das schöne Bild der Tugend, das Muster des guten Geschmackes, das Beyspiel des großen Mannes, und vor allem jenes des guten Christen; denn der gute Christ ist allezeit groß, weil man ohne große Tugend niemals ein guter Christ seyn kann. — Nur solche Gegenstände müssen sich Jünglinge schon in ihren fruhen Jahren zur Nachahmung wählen; wenn sie doch aus Kindern Männer werden, und bis zu den Großthaten der Helden aufwachsen wollen.

Themistocles

Themistocles war noch sehr jung, als die Perser bey Marathon von den Griechen überwunden wurden. Man pries täglich, und in seiner Gegenwart den Miltiades, dem Griechenland diesen Sieg zu danken hatte. Themistocles ward dabey ganz stille, weil er durch das Beyspiel dieses großen Mannes eben so groß zu werden innerst gerühret war. Er verschloß sich in sich selbst; er sagte seinen jugendlichen Belustigungen ab, und er gab seinen Freunden, die davon die Ursache wissen wollten, nur diese Antwort: „Die „Siegeszeichen des Miltiades nehmen mir „den Schlaf.

Der Geschichtschreiber Thucydides weinte, als er in seiner ersten Jugend den Herodotus hörte, der mit dem allgemeinen Beyfalle von Griechenlande in der Stadt Olympia seine Geschichtbücher las. Und eben so weinte auch Cäsar in Spanien bey Durchlesung der Geschichte des Alexanders, weil Alexander in gleichem Alter schon so groß, und er noch so klein war. — So mächtig wirken bey der Jugend die Triebe zur Nachahmung; aber nur auf eine wohlgeartete Seele. —

Gleichwie nun der Heyd sich heydnische Beyspiele, so soll auch der Christ das Beyspiel eines guten Christen, und selbst jenes des höchsten GOttes zur Nachahmung sich vorstellen. **Seyd vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist.** Matth. 5. Nicht nur wie eine leblose Statue müssen wir das Ebenbild GOttes tragen, sondern wir müssen auch in unsern Sitten dem Vater ähnlich seyn, wenn wir seine Kinder heißen, und die Erben seines Reiches seyn wollen; besonders, nachdem er, unser GOtt, um uns durch sein Beyspiel aufzumuntern, selbst mit uns im Fleische gewandelt ist. GOtt ist Mensch geworden, damit der Mensch durch die Nachahmung des großen GOttes bis zu GOtt erhöhet, und über alles, was jemals groß auf Erde gewesen, vergrößert werde. **Er hat uns ein Beyspiel gegeben; ein ganz göttliches Beyspiel hat er jedem aus uns gegeben, damit jeder in seine Fußstapfen treten, und ihm nachfolgen solle.** 1. Pet. 2.

O, wie viele Mengel und Fehler sind es nicht! Fehler, auch des sittlichen Lebens, und des täglichen Umganges mit dem Nächsten, in welche die

Hoffnungs=

Hoffnungsvolle Jugend niemals verfallen würde, wenn sie die jugendlichen Jahre **Christi** sich öfters vorstellete, und dessen göttlichglänzendes Beyspiel zu Hause, bey Tische, in der Kirche, und auf der Gasse, öffentlich und in Geheim nachzuahmen beflissen wäre. Und, welch ein schönes, ein erhabenes und übergroßes Lob ist es für den wackern Jüngling, wenn man von ihm sagen kann: Er sey so züchtig, so sittsam, so fleißig, so fromm und so gehorsam ꝛc. als wenn man selbst **Christum** in seiner Jugend, in dem Hause seiner Aeltern zu **Nazareth**, oder unter den Lehrern im Tempel sähe; Sic oculos, sic ille manus, sic ora ferebat.

So war sein Aug, so war sein holdes Angesicht;
So war sein Mund, und Hand, so alles eingericht.

Gewiß, die Muster müssen immer nur die Beßten seyn; und man muß aufhören ein Christ zu seyn, wenn man ein besseres, als **Christum**, finden will. Er allein ist das außerlesenste Beyspiel für jeden Stand, und für jedes Alter; das

vollkommenste Bild des Schönen, des Großen und des Erhabnen; die einzige Lebensregel, nach welcher jeder Christ dermaleinst wird geprüfet, und geurtheilet werden. Folgt man diesem nicht; so wird es heißen: **ich kenne euch nicht.** — — Matth. 25.

LXXXIV. §.

Vom Neid.

Sey nicht neidisch über das Glück der Gottlosen. Die Herrlichkeit, und die Glückseligkeit der Gottlosen ist von kurzer Dauer.

Cato, dieser wahre **Patriot**, hatte einst beym Volke blos deßwegen um das **Tribunat** angehalten, damit hiedurch ein gewißer **Metellus** davon entfernet würde, von dem die römische Freyheit alles zu fürchten hatte. Und **Lycurg**, welcher, wenn er die Gesetze der **Lacedämonier** schuf, auch selbst zu erst das Beyspiel der Billigkeit, und des Uneigennuzes ausübte, die in diesen Gesetzen vorgeschrieben wurden, dieser würdige Bürger hatte indessen doch Feinde, die, was ihm allein eigen war, seinen **Ruhm** beneideten. Er rächte

rächte sich aber an ihnen durch nichts, als daß er sich immer mehr bestrebte, seinem Vaterlande nützlich zu seyn.

LXXXV. §.

Von der Ordnung.

Halte gute Ordnung in allem deinem Thun. Jede Sache wird noch so leicht, und noch so gut geschehen, wenn sie nur ordentlich geschieht; Entgegen ist die Unordnung eine Mutter der Verwirrung und des Verdrußes. Sie ist wie ein rollender Schneeball, der zu deinen Last und Verderben nur immer größer wird; und wie ein zahlreiches Kriegsheer, welches ohne Siege ist, alsbald es in Unordnung ist. Willst du aber gute Ordnung halten, so mußt du allezeit, und schon vorhinein jedem Dinge seinen gehörigen Ort, und jedem Geschäfte seine gewiße Zeit bestimmen.

LXXXVI. §.

Vom Patriotismus.

Ja, man muß jungen Leuten fruhzeitig eine vorzügliche Liebe zum Vaterlande einflößen. Man muß sie aber auch in ihrem hierüber oft ganz un-

ächten Begriffe nicht immer nur forttaumeln lassen. — Oder wie? kann man wohl ein **Patriot** seyn, wenn man **intereßirt**, wenn man eigennützig ist? — gewiß nicht; auf ein so schäbigtes Gemüth passet der schöne Name des **Patrioten** eben so wenig, als der reiche Goldborden auf den schmuzigen Bauernküttel. Wer als ein ächter **Patriot** das Beßte des Vaterlandes wahrhaft suchet, der suchet nur dieses, und nicht unter diesem glänzenden Vorwande seinen eigenen Vortheil. Er ist uneigennützig; und er ist es nicht nur ein oder andersmal, sondern er ist es allezeit, und standhaft ist er es in allen Umständen; weil er allezeit nur das Beßte des Vaterlandes selbst seinem Eigenen vorzieht.

„Meine **Beneider** versagen mir das Lob; — „man lohnet mir meine Arbeiten nicht; — — „so will ich dann an meinem Vaterlande mich „rächen: ich will immer fortfahren auf eigene „Köstten dem **Publico** zu dienen, und ihm nütz„lich zu seyn." — Dieß ist die Sprache, und die Denkensart des ächten **Patrioten.**

Die Bürger von **Urbino** kamen eines Tages zusammen, ein wichtiges, und, wie sie glaubten

patri-

patriotisches Project auszuführen, durch welches sie den Einwohnern auf dem Lande verbiethen wollten, Häuser in der Stadt zu besitzen, weil die Stadt, wie sie sagten, nur für die Bürger seyn müßte. „Ihr habt recht, antwortet ihnen Graf „Friedrich, ihr Herr; aber saget mir, ehe „ich dieses Decret ausfertige, was ich den „Einwohnern vom Lande antworten solle, „wenn sie ein gleichmäßiges Decret von „mir verlangen, und zum Grunde anfüh„ren, daß, gleichwie die Stadt für die „Bürger sey, so müsse auch das Land nur „für die Leute auf dem Lande seyn; und „wie diese keine Häuser in der Stadt ha„ben könnten, so dörften auch diese keine „Güter auf dem Lande besitzen?" — Die vermeynten Patrioten wußten nichts darauf zu antworten, und sie hatten das Herz nicht, weiter ein Decret zu verlangen, welches einer anderen Classe von Unterthanen so sehr zum Nachtheile gereichte.

Themistocles, der die Verbannung des Aristides am meisten betrieben hatte, kam endlich nach der Ruckkehr des Aristides selbst in Gefahr, ver=

verbannet, und ins Elend verwiesen zu werden. Aristides, der nichts anders suchte, als, daß der Republick gut gedienet würde, nahm sich des Themistocles an, nur darum, weil er ihn als einen geschickten und dem Vaterlande nützlichen Mann kannte. — So unpartheyisch muß man denken, und so unpartheyisch muß man handeln, wenn man Patriot heissen will.

LXXXVII. §.

Vom Pöbel.

Der Pöbel muß sich gegen die Adelichen beugen, weil sie Adeliche sind; und der Adel muß deshalben den Pöbel nicht gering achten, weil nur Verdienste und Tugend wahrhaft adelich machen.— Der Diamant, der in eine Mistgrube fällt, ist deswegen nicht weniger schätzbar; und der Staub, den der Wind bis an den Himmel treibt, ist deswegen nicht weniger unwerth. Ja, der Bauer der am Pfluge schwitzet, damit wir Brod zu essen haben, dieser ist uns eben so nothwendig, als der Adel, der in den Gerichtsstuben sitzt, oder wider den Feind, uns zu schützen, im Felde steht.

Ein Edelknab am Hofe **Ludwigs** XII. hatte muthwilliger Weise einen Bauer geschlagen; als nun der König benachrichtiget wurde, befahl er, daß man diesem Edelknabe kein Brod geben, sondern nur Wein und Fleisch vorsetzen solle. Der junge Adeliche beklagte sich deswegen. Worauf ihn der König fragte; ob er mit Wein und Fleisch nicht zufrieden seyn könne. Da nun der Knab antwortete, daß das Brod, als das Wesentlichste dabey fehle, gab ihm der König einen scharfen Verweis, und sagte: „Ihr müßt demnach nicht so un„vernünftig seyn, und den Bauern übel „begegnen, die durch ihre Arbeit euch das„selbe verschaffen.

Der türkische Kaiser **Mahomed** IV. hatte einen Stallknecht, mit dem er sich bisweilen gerne in ein Gespräch einließ, weil er etwas an ihm fand, das über seinen Stand war. Dieser sagte eines Tags zum Sultan, daß ein Prinz nicht wahrhaft groß zu nennen sey, wenn er nicht aus einem kleinen Menschen einen sehr großen, und aus einem großen einen sehr kleinen Menschen machen könnte. **Mahomed** war über diesen Einfall sehr aufmerksam, weil diese Maxime seinem unumschränkten

Gewalt schmeichelte, und er glaubte, daß man ein so klug denkendes Gemüth auch in wichtigeren Dingen versuchen müßte. Der Stallknecht ward, ehe er sichs versah, vom Sultan zur Würde eines Bassa erhoben, und der Sultan durfte sich deswegen auch keinen Vorwurf machen; denn der neue Bassa war ein Mann, der sich im Kriege vortrefflich gebrauchen ließ.

LXXXVIII. §.

Von den Predigten.

Ein gelerniger Zuhörer wird auch aus einer schlechten Predigt mehr Gutes heraus ziehen, als ein Hoffärtiger aus den Predigten des heil. Paulus selbsten. Was soll es einen Durstigen hindern, ob das Wasser ihm durch ein hölzernes, oder bleyenes, oder silbernes Rohr zulaufe? er trinkt das Wasser, nicht den Teuchel. — Auf dem Stuhl Moyses sind Pharisäer gesessen; was sie euch sagen, das thut: kehret euch nicht an ihre Werke. Bey Matth. am 23. Kap. — Es geschieht manchesmal, daß eben jene Prediger, deren Lebenswandel nicht der Beßte ist, oft besser

sprechen, als die Frömmern. Die Kunst ist Menschentand. Je einfältiger aber die Predigt ist, desto mehr sind wir versichert, daß die Eitelkeit keinen Antheil dabey habe, und daß es das reine Wort GOttes ist, welches, damit es in uns wirke, nur mit Einfalt des Herzens geprediget, und nur mit Einfalt des Herzens muß angehöret werden.

„Du wirst von deinem Throne, und
„von der Gesellschaft der Menschen verstos-
„sen werden. Du wirst mit dem Viehe
„wohnen, und wie ein Ochs das Heu fres-
„sen; denn GOtt hat dich deines Reiches
„unwürdig zu seyn befunden; er wird sel-
„bes von dir wegnehmen, und einem an-
„dern geben. ꝛc." Daniel. 4. & 5. — Welche Freyheit! welch eine Frechheit, solche bittere Drohworte dem Landesfürsten ins Angesichte sagen! — Doch, dieß waren die zierlichen, und die schmeichelhaften Worte, welche Daniel mit einer großmüthigen Einfalt den mächtigsten Königen Nabuchodonosor und Balthasar, derer er eben ein Gefangener war, vorgepredigет hat. Und woher konnten es diese heydnischen Fürsten wissen, daß Daniel auch in diesem Stücke wirklich ein

untrüglicher Prophet seyn würde? oder woher wissen es die Christen, daß nicht etwann auch unsere Priester und Prediger wirklich unfehlbare sind, wenigst, wenn sie uns eben dergleichen Drohungen vorkündigen? — Diese Könige haben auf einen solchen Prediger nicht gezörnet. Sie haben auch auf seine bittersten, und einfältigsten Drohworte geglaubet; Ja, sie haben ihn deßhalben so gar belohnet.—Könnte nicht so eine Geschichte einige Christen einst bis zur Verdammnuß anklagen? jene Christen, welche bey der Verkündung des Wort-GOttes zu furchtsam, oder zu eitel, oder doch in der Befolgung desselben vieleicht auch unglaubiger als selbst die Heyden sind? —

LXXXIX. §.

Vom Putze.

Ein zu sehr gekünstelter Putz ist eine Schande für einem Mann. Er verräth ein weibisches und niederträchtiges Herz, welches zur Weisheit und Tugend gemeiniglich unfähig, oder doch unwürdig ist. Die Zierlichkeit ist die Tugend der Höfe, und fast ein Fehler bey dem Weisen, sagte Saadi, ein Gelehrter in Persien.

Man

Man hat die Anmerkung gemacht, daß die Anordnung des Cäsars, da er seinen Soldaten befahl, den Reitern des **Pompejus** nur nach dem Gesichte zu hauen, das Meiste zur Gewinnung der Schlacht bey **Pharsalus** beytrug. Denn diesen jungen Leute, die für ihre hübschen Gesichter sehr besorget waren, vertheidigten sich gegen solche Striche nicht lange; sie ergreiffen die Flucht; weil sie als verzärtelte Jünglinge mehr Eitelkeit als Ehre im Busen hatten.

XC. §.

Von der Rache.

Umsonst schmeicheln sich diejenigen tugendhaft zu seyn, die oft nur darum sich nicht rächen, weil sie keine Gelegenheit dazu haben. Zeige deinem Feinde, daß dir nicht die Fähigkeit, sondern nur der Wille dich zu rächen mangle. Die Rachgier ist süß, aber nur für Kinder, für Weiber, oder für kleine Seelen: und es ist eben die größte Thorheit, wenn man, um seine Ehre zu rächen, ein neues Verbrechen begehen will. *Räche dich, aber so, daß deine Rache in Wahrheit dir Ehre*

mache; welches nur durch die Tugend, und zwar durch die Christliche allein, auf eine vollkommene Weise geschehen mag.

Dem Herzoge **Franz von Guise** wurde berichtet, daß sich in seinem Lager ein **Protestant** befände, der ihm nach dem Leben trachtete. Er ließ ihn in Verhaft nehmen. Der **Protestant** gestand sein Vorhaben. „**Habe ich dir dann** „**etwas zu Leide gethan?** fragte ihn der Herzog. — **Nein,** antwortete der Protestant: **ich** „**habe keine andere Ursache euren Tod zu** „**suchen, als weil ihr der ärgste Feind mei**„**ner Religion seyd.**“ — „**Nun,** widersetzte „der Herzog, **wenn deine Religion dir ge**„**biethet, daß du mich ermorden sollst; so** „**gebieth mir die Meinige, daß ich dir** „**verzeihe.**“ Mit diesen großmüthigen Worten ließ ihn der katholische Fürst von sich.

Einer, der mit ungestümen Getöse öfters seinen Nachbar beunruhigte, und deßhalben sich oft nur umsonst hatte bitten lassen, begehrte endlich auch von diesem eine Dienstgefälligkeit. — „**Ja,** antwortete der Nachbar, **es ist billig,**

„daß

„ daß ich ihnen vor allen willfahre; denn „ es steht geschrieben: man solle Gutes für „ das Böse erwiedern, und, thut Gutes „ denen, die euch hassen. bey Matth. am 5. Kap. Hierauf gab er ihm das Beßte, so er nur hatte.

Der Graf von Bouteville, nachmaliger Marschall von Luxenburg drohete einem gemeinen Soldaten, ihn, eines geringen Vergehens wegen zu schlagen. Dieser antworte ganz kaltsinnig, daß es ihn gewiß gereuen sollte, wenn er seine Drohung erfüllte. Von solcher Antwort noch mehr aufgebracht gab ihm Bouteville mit seinem Stocke erliche Hiebe. Vierzehn Tage darnach wurde die Stadt Fournes belagert, und Bouteville trug einem Officier auf, ihm einen tapfern und unerschrocknen Mann, zur Ausführung eines gewißen gefährlichen Unternehmens auszulesen, wobey er hundert Pistolen zur Belohnung aussetzte. Der Soldat, von dem wir geredet haben, der für den tapfersten beym Regimente gehalten wurde, both sich dazu an, weil er immer auf die Gelegenheit laurte, sich an dem Grafen zu rächen. Er nahm dreyßig von seinen Kammeraden mit, die er sich

selbst wählte; führte das Unternehmen, welches eines der gefährlichsten war, mit unglaublichem Muthe und Glücke aus. **Bouteville** ließ ihm, da er zurücke kam, die hundert **Pistolen** auszahlen, nachdem er ihm vorher große Lobsprüche ertheilt hatte. Der Soldat theilte das Geld augenblicklich an seine Kammeraden, indem er sagte, „er diene nicht für Geld; er verlangte, wenn „seine That einer Belohnung werth wäre, daß „man ihn zum Officier machen sollte." Hierauf wandte er sich an den Grafen, und fragte, **ob er ihn kennte.** Da nun **Bouteville** mit **Nein** antwortete, fuhr der Soldat fort: „**ich** „**bin derjenige, dem ihr vor vierzehn Tage** „**so übel begegnet habet. Ich habe es euch** „**wohl gesagt, ich wollte machen, daß ihr** „**es bereuen solltet**" Der Graf, voll Verwunderung, und bis zum Thränen gerührt, umarmte ihn, bath um Vergebung, und machte ihn noch selbigen Tages zum **Officier**, und zu seinem **Adjutanten.** — Hat jemals ein Untergebener an seinem Vorgesetzten sich besser und schöner rächen können?

LCI. §.

Von dem Rathe.

Die, welche um guten Rath bitten, hören oftmals nur auf das, was ihrem Eigensinne, ihrer Meynung und Neigung liebkoset. Mit solchen Leuten giebt man sich umsonst Mühe; denn sie sind eines guten Rathes ganz unfähig. „Fraget „in allen Dingen um Rath, und untersu„chet mit allem Ernste, welches der beßte „sey, um ihm zu folgen,“ sagte Ludwig der XIV. in seiner letzten Krankheit, zu dem jungen Prinzen, seinen Nachfolger.

So lange Nero dem Rathe seines Lehrers des Seneca gefolget, war er glücklich, und von allen Römern geliebt; denn Seneca war zu tugendhaft, als daß seine Rathschläge sich nach den Lastern seines Herrn bequemen sollten. — Und, wie hat endlich der junge Roboam Land und Leute, sammt dem halben Reiche verlohren? als nur, weil er den klugen Rath der Alten verachtet, und jenem gefolget, was seiner leichtsinnigen Jugend geschmeichelt.

XCII. §.

Vom Reden.

Wenn man das alles verschweigen kann, was man schweigen soll, so wird man gar oft wenig zu reden haben. Wie geschieht es aber, daß die Leute gemeiniglich lieber reden, als schweigen? ist vieleicht das Schweigen eine größere Kunst, als das Reden? — Gewiß, nicht die rauschenden Bäche, sondern die stillen Wässer, die ohne großes Getöse fortlaufen, nur diese sind insgemein die Tiefesten. —

Man soll niemals von sich selbst reden; denn man muß sich entweder loben, welches ein Hochmuth, oder tadeln, welches eine Niederträchtigkeit ist. Ein gleicher Fehler der Klugheit ist es, wenn man von denen redet, die zugegen sind; weil man schier allezeit Gefahr läuft, in eine dieser zwo Klippen zu fallen, der Schmeicheley nämlich, oder des Tadels. — Aber, was soll man denn endlich reden? — Christus, der göttliche Lehrmeister hat es uns längst gesagt bey Matth. am 5. Kap. 37. v. wo es heißt: **Euer Reden soll seyn, Ja, oder Nein**; das ist: redlich und auf-

aufrichtig, und ohne verkleisternde Umwege; was darüber ist, kömmt vom Bösen.

Ein Abgesandter, der es gewohnt war seine Rede durch Nebendinge lange zu machen, fieng vor Heinrich dem IV. mit diesen Worten an: „Sire, als der große Scipio vor Carthago ankam. — — —" Der König, der aus diesem Anfange sogleich einsah, wie lang und verdrüßlich die Rede seyn würde, und es dem Gesandten zu verstehen geben wollte, fiel ihm ins Wort, und sagte: „als der große Scipio „vor Carthago ankam, hatte er schon gespeißt, ich bin aber noch nüchtern."

XCIII. §.

Vom Reichthum.

Der Reiche muß demüthig, und der Arme muß geduldig seyn. Doch ist der Reichthum gemeiniglich gefährlicher, als die Armuth; weil jener zur Eitelkeit, zum Muthwillen, und zur Verachtung des Nächstens allezeit die größten Gefahren mit sich bringet.

Ein junger König in Persien sah einst einen Edelmann, der durch ein Vergehen seiner Voraltern so kurz stund, daß er sich kaum standmäßig kleiden konnte. Ohne ein Wort zu sagen, und ungebethner Weise ließ er ihm eine ansehnliche Summe auszahlen. Nach Verlauf einiger Zeit wurde dem Könige öfters vorgebracht, daß der arme Edelmann, den er bereichert hatte, nun tiefer in Schulden steckte, als es seine Voraltern jemals gewesen, und überdas auch sehr unordentlich und liederlich lebte. „Hier sehet ihr die Wirkung „des Reichthumes und meiner Gütigkeit, sagte „der König zu den Umstehenden: Der Ueberfluß „ist für diesen Menschen eine Quelle der Laster, „und eines neuen Elendes geworden; ich habe „ihn durch meine Wohlthaten nur schlimmer ge„macht.“ „Ja, antwortete dem Könige ein Weiser, der eben gegenwärtig war, “ja, nur „du hast die meiste Schulde daran; denn „du hast das der Armuth und dem Adel „gegeben, was du nur dem Fleiße und „dem Verdienste hättest geben sollen.

XCIV. §.

XCIV. §.

Von der Religion.

Eine vollkommene Unterwerfung des Willen und des Verstandes, dieß ist das Opfer, welches die Religion von Jedem insbesondere erfodert, und zwar jenes des Verstandes zum ersten. Denn der Glaube, das ist jene vollkommene Unterwerfung des Verstandes gegen die Offenbahrungen GOttes, dieser ist der einzige und der erste Grund, **ohne welchen**, wie der Apostel **Paulus** zu den Hebr. am 11. sagt, **dem höchsten GOtt nichts anderes gefallen kann.** Ja eben die Unterwerfung des Verstandes ist das ächte Ziel und End, wegen dessen der Schöpfer uns den Verstand gegeben hat. — Wie ist es also möglich, daß man in Religionssachen ein **Witzling**, ein **Klügling**, ein **Selbstrichter** seyn kann, ohne eben darum aufzuhören vernünftig zu seyn? indem man so gerade hin das Ziel und Ende mishandelt, welches die gesunde Vernunft selbst von dem ächten Gebrauche unseres Verstandes uns vorzeiget? —

Die Eule und die scheußlichen Nachtvögel, alle diese sehen am hellen Tage nichts, weil sie

Nacht=

Nachtvögel sind; und sie sind überdas in ihrer thörichten Blindheit noch so unverschämt, daß sie dessen die Schulde nicht sich, sondern selbst der Sonne, von der sie davon fliehen, beymessen wollen. Eben so ergeht es mit den nasenweisen Religionsklüglern. **Nur die Bosheit ihres verkehrten Herzens hat sie verblendet.** Sap. 2. Und dennoch halten sie fest darauf, es fehle nicht bey ihnen, sondern vielmehr bey der Religion selbsten, in der sie viele Schwierigkeit entdecket zu haben glauben. Da entgegen ein demüthiges und reines Herz durch die Sonne der ewigen Wahrheit, wie das Aug des Adlers immer nur gestärket, und erleuchtet wird, und eben in der Religion allezeit alles findet, was seinen Verstand befriedigen, alles, was die Wünsche seines rechtschaffenen Herzens ersättigen kann.

XCV. §.

Von der Ruhmsucht.

Man muß rühmliche Dinge thun, ohne den Ruhm zu suchen, wenn man solchen verdienen will. Was wir immer Gutes haben, dieß ist nicht von uns. Wir haben es wie die Betler, nur aus Gnade von der freygebigen Hande GOttes, und gemeiniglich nur darum, damit wir es zum Nutzen des Nächstens verwenden, und unter andere, wie die Almosengeber, ausspenden sollen. Jenes aber, was wir Gutes gethan zu haben glauben, dieß ist abermal nach dem ganzen Umfang der hohen Verdienste, die uns oft so sehr aufblasen, nur in so weit von uns, daß wir sagen können, wie Christus bey Luc. am 17. Kap. lehret: **wenn ihr alles gethan habet, was ihr nur immer habet thun können, so saget: wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren; wir sind unnütze Knechte.** — Wie unbillig, ja wie lächerlich ist es also, wenn der Ruhmsüchtige wegen Nichts, welches allein das Seinige ist, sich erhöhet, oder andere gering achtet? Wenn er von dem, was nicht sein, und nur von GOtt ist, nicht für GOtt, sondern für sich die Ehre suchet? —

Eben

Eben so machte es jener Balkentretter. Man lobte einen Organisten wegen eines vortreflichen Vorspieles zum Te Deum laudamus. Der Balkentretter, der es hörte, glaubte, er müsse sich zu erkennen geben, und sagte mit einer hohen Mine: „Meine Herren, ich bins; ich habe die „Balken dazu getretten.“ —

XCVI. §.

Von der Sanftmuth.

Auch unter den Heyden hat man herrliche Beyspiele der Sanftmuth gesehen. Doch, man muß ein Christ seyn, wenn man allezeit, und in allen Umständen will können sanftmüthig seyn; und man muß gesagter maßen sanftmüthig seyn, eben darum, weil man ein Christ ist. Lernet von mir, weil ich sanftmüthig bin; saget uns unser göttlicher Erlöser bey Matth. am 11. Kap. Und wir haben nichts gelernet, als lang wir benanntlich die Tugend der Sanftmuth von ihm nicht erlernet haben. Ohne diese sind wir in der Schule Christi schier wie die Kinder, die nach vielen Jahren, auch sogar das A, B, C noch nicht kennen.

Der

Der sanftmüthige Christ hält sich also an das Beyspiel, und an die Worte Christi. Stets erinnert er sich jener trostvollen Lehre des Heilandes bey Luc. am 21. Kap. wo es heißt: daß **auch das geringste Haar von unserm Kopfe nicht wegfallen werde, ohne Wissen des himmlischen Vaters**; und er ist eben darum auch in den verdrüßlichsten Umständen allezeit sich selbsten gleich; auch in kleinen Vorfällen ist er allezeit groß.

Als **Epictet** noch ein Sclav des **Epaphroditus** war, fiel es diesem barbarischen Manne eines Tages ein, ihn zum Spaß um die Beine herum zu schlagen. **Epictet**, der ihn seine Freude daran haben sah, litt es geduldig, und da es sein Herr immer ärger machte, sagte er endlich: „**du „wirst, wenn du so fort fährst, mir gewiß „ein Bein entzwey schlagen.**“ Da nun dieses wirklich geschah, sagte er weiter nichts, als: „**habe ich dir es nicht gesagt, daß du mir ein „Bein entzwey schlagen würdest?**“ — **Celsus**, ein Heyd, der dieses Beyspiel des **Epictetus** als ein Muster der Geduld und Sanftmuth, den Christen vorwarf, fragte dabey, ob auch

JEsus

JEsus Christus etwas so vortreffliches bey seinem Tode gethan habe; und der heil. Augustin antwortete: Ja, denn Christus hat vollkommen geschwiegen; Er, der doch mit weit grösserer Weisheit, Nachdruck und Kraft zu seinem Ruhme allezeit hätte reden, sich retten, und nach Belieben rächen können.

Ein Cavalier wurd einst von einer unbekannten Hand etwelchemal mit einer Schneeballe geworfen, da er zur Winterszeit eben in einer prächtigen Galla gekleidet über die Gasse gieng. Voll des Unmuths fragte er, wer der Frevler wäre, um so eine Unbild aufs schärfste zu rächen. Aber die Bedienten bedeuteten ihm: daß es der Fürst selbst sey, welcher auch wirklich an dem Fenster des Palastes ihm hierüber freundlich entgegen lachte. — Sogleich verlohr sich die zörnende Mine des Cavaliers; er machte die tiefsten Verbeugungen, und achtete es sich für eine besondere Gnade, daß sein Fürst auf eine so gnädige Weise mit ihm zu scherzen ein Belieben träge. — Machen wirs in widrigen Umständen auch so? verhalten wir uns damals gegen GOtt, gegen diese, unsern HErrn und Fürsten auch so? Denn, was soll

ich

ich sagen, oder was wird er mir antworten weil nur er, nämlich GOtt selbsten, dieses, und jenes ꝛc. gethan hat: fragte sich selbst in widrigen Zufällen der Prophet Isaias am 37. K.

Philipp der II. König in Spanien, hatte an einem sehr wichtigen Briefe bis Mitternachts gearbeitet, den er letztlich einem seiner Edelleute gab, den Streuesand darauf zu schütten. Der Edelmann, welcher schon sehr schläfrig war, ergriff in Eile statt des Sandes das Dintenfaß, welches er ganz über den Brief abschüttete. Er fiel sogleich, voll des Kümmernisses seinem Könige zu Füßen, und bath um Gnad. Der König sagte: „gebt „mir ein anderes Blatt, damit ich den „Brief noch einmal schreibe.“ Und dieß sagte dieser große Monarch ohne einiges Zeichen der Ungeduld. — Wer sich selbst so zu bezwingen weis, der ist es in Wahrheit würdig, auch über andere zu herrschen.

XCVII. §.

Von der Sauberkeit.

Nur ungeschliffene Leute sind es, welche in gewißen Dingen wenig oder gar keine Sorge tragen, ob sie durch ihre unsaubere Freyheiten und Nachläßigkeiten denen, die mit ihnen leben müssen, Misfallen, oder Eckel verursachen, und so zur Last sind. Sie würden auf andere, auch auf die Geringsten, mehrere Ruckſichte machen, wenn sie zu leben wüßten, wenn sie besser erzogen wären. Sie gewinnen aber dadurch nichts, als Schand und Verachtung, die man ihnen anfangs in der Stille, und endlich auch öffentlich überall auf den Halse wirft.

So gar die Hauskatze scheint geschämig zu seyn; man wird sie kaum jemals auf einer, auch nur geringen Unsauberkeit betreten können. GOtt hat nämlich einigen Thieren solche natürliche Triebe eingepflanzet, damit auch diese Vernunftlosen für gewiße unartige oder unsaubere Leute zur Lehre, und zur Beschämung seyn sollten.

XCVIII. §.

Vom Scherze.

Scherze selten, und nur mit größter Bescheidenheit. Es gehört gar zu viel dazu, um einen artigen Scherz vorzubringen, und Niemanden dadurch zu beleidigen. Jenen aber, welche ein Handwerk daraus machen, immer lustige Schwänke herzusagen, denen geht es, wie den Commödianten; sie gewinnen nicht selten einen Beyfall, niemals aber eine Hochachtung.

Ein Professor der Rhetorik las seinen Schülern die Leichenrede des Marschalls Turenne vom Flechier vor. Einer, den die Schönheiten dieser Rede gerühret hatten, sagte zu seinem Mitschüler: „Wann wirst du eine solche Rede machen „können?“ — „Wann du ein großer Tu„renne seyn wirst,“ antwortete der andere.

Ein Klügling fieng in einer Gesellschaft von der Seelenwanderung sehr unbescheiden zu sprechen an. Er meynte einen gar witzigen Scherz vorzubringen, indem er sagte: er erinnerte sich wirklich

das goldene Kalb gewesen zu seyn. Worauf eine kluge Dame antwortete: „ihr habt nichts „verlohren, mein Herr! als nur die Ver„goldung.“

XCIX. §.

Von der Schmeicheley.

Unter den wilden Thieren ist der Tyrann, und unter den Zahmen der Schmeichler am meisten zu fürchten, sagte **Bias**: einer von den sieben Weisen Griechenlandes. Es sind aber die Schmeicheleyen überdas allezeit schimpflich, jenem sowohl, dem sie gemacht werden, als dem, welcher sie machet. „Ich will dich lieber „durch die Wahrheit beleidigen, als dir „durch Schmeicheley gefallen,“ sagte **Seneca**: der den lasterhaften Neigungen seines Kaisers zu schmeicheln oftmals ganz unfähig zu seyn schien.

Als der berühmte Athenienser, **Aristides** bey einer Streitsache den Vorsitz hatte, und eine von den streitenden Partheyen ihn dadurch einzunehmen dachte, daß sie sagte: die Gegenparthey

habe

habe sich allezeit den Absichten des Aristides widersetzt, gab er zur Antwort: „Ey mein Freund! „sage mir blos, was sie dir Leids gethan „hat; denn es ist deine Sache, und nicht „die Meinige, in der ich richten will.“

Monseigneur! sprach ein schmeichelnder Ohrenblaser zu Ludwigen von Bourbon, den Schwager Karls V. „hier will ich ihnen einen Aufsatz geben, aus welchem sie die vielen Fehler derjenigen einsehen werden, denen sie sich bisher noch allezeit zu gnädig bewiesen haben. — „Habt ihr auch die Dienste aufgeschrieben, welche mir eben diese „Personen vormals geleistet haben?“ gab der großmüthige Prinz sehr weislich zur Antwort.

C. §.

Von der Seele des Menschen.

Meines Erachtens wurde ein junger Mensch seinem Leibe zu Lieb niemals so leicht bis zu einem Laster, bis zur Niederträchtigkeit oder Eitelkeit

sich herablassen wollen, wenn er nur sich selbst besser kennte; nämlich den unbeschreiblichen Werth, die Vortrefflichkeit, und den höchsten Adel seiner unsterblichen Seele, welche GOtt, als den Erben seines Reiches bis auf seinen eignen Thron zu erhöhen sich gewürdiget hat.

„ Lerne dich kennen, ruft der heil. Au-„ gustin, lerne dich besser schätzen, o un-„ sterbliche Seele! dein Werth gilt so viel, „ daß GOtt selbst für dich sich zum Preise „ giebt. " — Wenn aber, sagt der göttliche Geist Cant. 1. v. 7. wenn du dich selbst nicht erkennest, o du Allerschönste! so gehe hin, und weyde deine Böcke, nämlich, deine viehische Begierden.

Man bezeigte dem jungen Alexander einige Verwunderung, daß er nie, wie sein Vater Philipp, um den Preis in den olympischen Spielen gekämpfet habe. Alexandtr antwortete: „ man „ stelle mir Könige entgegen, so will ich „ kämpfen. " — Alexander achtete alles übrige „ seiner unwürdig. Doch er wußte keine größere Hoheit, als nur die Königliche, sonst wurde er

sich

sich nach jener weit mehr, als nach der Königlichen gesehnet haben, oder aber er wurde eben darum der große Alexander genannt zu werden niemals verdienet haben.

CI. §.

Von der Sittsamkeit.

Das Verdienst ohne Sittsamkeit ist allezeit, und besonders bey jungen Leuten ganz unerträglich. Wer aber Verdienst und Sittsamkeit zugleich hat, der bringt gemeiniglich sich so viele Gönner zu wegen, als er Zuschauer hat. Nichts ist liebenswürdiger, als die wahre, und ungezwungene Sittsamkeit, welche nur aus den Regeln der Klugheit und der Religion muß hergeleitet werden. Wer dergestalten sittsam ist, der ist es sowohl, wenn er bey sich alleine, als wenn er in Gesellschaft ist; und er erröthet sowohl in seinem Cabinet, als wenn aller Welt Augen auf ihn gerichtet wären. Eben diese Sittsamkeit hat neben ihrem reitzvollen Anmuth auch dieses an sich, daß sie die Tugend nicht nur zieret, sondern auch herzhaft vertheidiget, indem sie der Seele so eine lebhafte und zärtliche Empfindung einflößt, daß diese von aller

Gefahr, und von allem, was nur immer der Tugend gefährlich zu seyn scheint, sich großmüthig zu entfernen weis.

„Man muß nicht nur unschuldig, son„dern auch, so viel möglich, außer allem „Verdachte seyn,“ sagte Julius Cäsar, da er gegen den Clodius seine Klage anzubringen vor Gericht erscheinen sollte.

CII. §.

Von Sonderlingen.

Wenn die meisten Böses thun, so muß man ein Sonderling seyn, oder man muß aufhören ein ehrlicher Mann zu seyn. Das ist, man muß in solchem Falle nicht thun wie andere, wenn schon auch alle andere Böses thun. Die Grundsätze der wahren Religion, und der ächten Tugend sind in Ruckſicht auf unser Gewissen jedesmal, und an jedem Orte, und allezeit die nämlichen; Sie sind nicht, wie die Kleider veränderlich. Wer also, einem Menschen zu gefallen, von diesen abweicht, der richtet sich zwar nach der Welt, aber nur nach der gottlosen: Er lebt wie andere, aber nicht wie

man leben soll; nicht wie Leute, die ehrlich denken. Kurz zu sagen, er ist ein sclavischer Heuchler, der keine Achtung verdienet, weil er selbst nur auf verächtliche Leute, nicht aber auf seine Pflicht, nicht auf sein Gewissen Achtung trägt.

Auch in gleichgiltigen Sachen handelte der patriotische Cato zuweilen wider die Meynungen, und Gewohnheiten seiner Mitbürger; nur damit er von den Urtheilen der Menschen unabhängig zu seyn lernete, wo es seine Pflicht also erheischen würde. Da er sah, daß man den Purpur sehr hell und brennend trug, wählte er ihn dünkel und matt. Und nach dem Tische gieng er öfters mit bloßen Füßen, und nur im Leibrocke aus. Aber auch schon in seiner ersten Jugend verrieth Cato diesen festhaltenden Character, den er sein ganzes Leben hindurch zeigte. Drusus, sein Onkel war Tribun des Volks, und Pompedius, einer von den Häuptern der Bundesgenossen, ließ sich einfallen, den jungen Cato im Scherz um eine Empfehlung bey seinem Onkel zu bitten. Cato schwieg nicht nur stille, sondern er bezeigte auch durch eine verdrüßliche Mine, daß er von dem, was man ihn bäthe, nichts zu thun Lust hätte. Pompe-

dius drang weiter mit der Sache; und um selbe aufs äußerste zu treiben, faßte er den noch kleinen Cato beym Leibe, trug ihn ans Fenster, hielt ihn außerhalb demselben in der Luft schwebend, und drohete, ihn fallen zu lassen, wenn er ihm seinen Willen nicht thäte. Aber, die Furcht richtete eben so wenig aus, als das Bitten, und Pompedius, da er den Knaben wieder in das Zimmer niedersetzte, rief auf: „Was für ein Glü„cke für uns Alliirten, daß dieser Knab noch „ein Kind ist! denn hätte er das männliche „Alter, so bekämen wir gewiß zu un„serm Vorhaben auch nicht eine Stimme.“

CIII. §.

Von der Sparsamkeit.

Sey sparsam, aber nicht wie jene, die nur alsdann sparen wollen, wenn sie ihre Schulden abführen, oder einem Nothleidenden helfen sollen; und dieß ist allemal die Wirkung des Geitzes, oder der Ungerechtigkeit. Nein, was man dem Dürftigen versaget, ist keine Sparsamkeit, und was man diesem gutmeynend mittheilet, ist keine Verschwendung, so, wie es keine ist, wenn man den

Getreidsaamen mit voller Hande auf den befruchtenden Acker hinstreuet, weil alles mit hundertfachem Gewinne einst wieder aufkeimen wird. — Sey sparsam, aber nur gegen dich selbst. — Dieß ist die ächte und fruchtbare Weise zu sparen, wenn man für die Hoffart, für den wollüstigen Schlund, und für die Eitelkeit keinen Aufwand machet. So, und nicht anders, kann man gut haushalten, den Segen GOttes gewinnen, das Vermögen mehren, und sich ein wahres Ansehen machen.

Thomas Cromwell, der unter der Regierung **Heinrichs** VIII. eine ansehnliche Figur am englischen Hofe gespielet, war eines Schmidts Sohn, und kam anfänglich in sehr elenden Umständen nach *Florenz*, wo er weder Unterhalt, noch Freunde, noch Geld, noch Kleidung hatte. Ein reicher und angesehener Kaufmann allda, Namens *Frescobaldi*, welcher eines Tages dem **Cromwell** von ungefehr begegnete, wurde vom Mitleiden gegen das Unglück dieses Fremden, und von einer edlen Achtung gegen das Talent desselben so sehr eingenommen, daß er ihn nicht nur mit Kleidung versah, sondern ihm auch ein Pferd, und sechzehn Ducaten schenkte, um seine Ausgaben

bis

bis in sein Vaterland zu bestreiten. **Frescobaldi** gerieth nach der Zeit selbst in Armuth, und kam nach England herüber, wohin er vormals einen ansehnlichen Handel trieb, und eine Summe von tausend und fünfhundert Ducaten bey verschiedenen Personen zu fodern hatte. **Cromwell**, der sich indessen bis zur Würde eines Lords erschwungen hatte, entdeckte seinen vormaligen Gutthäter, stund ihm in Eintreibung seiner Schulden treflich bey, und bezahlte ihm nicht allein die erwähnten sechzehn Ducaten wider, sondern gab ihm noch sechzehn hundert dazu, um seinen Verlust mit Gewinne zu ersetzen.

Man liest von **Heinrich** den IV. in Frankreich, daß er sich eine ziemliche Zeit nur mit einer einzigen Kutsche beholfen habe, deren sich auch seine Frau bediente. Es soll noch ein Brief vorhanden seyn, in welchem er dem krankliegenden Herzoge von Sülly schreibt: „*Ich war Willens* „*euch zu besuchen, aber ich werde nicht* „*können, weil meine Frau sich meiner Kut*„*sche bedient.*“ — Wohl ein schönes Beyspiel, auch nur darum, weil es so selten ist! Ja, ist nicht bisher noch allezeit eben nur der unmäßige

Pracht

Pracht von dem traurigen Untergang der Familien, und ganzer Staaten die meiste, wo nicht die einzige wahre Ursache gewesen? —

CIV. §.

Vom Spielen.

Ein bescheidenes Spiel, jenes nämlich, dem man Maaß und Zeit schon vorhinein bestimmt, ist ohne Tadel. Anders spielen ist allezeit sehr gefährlich. Es ist leichter gar nicht spielen, als im Spiele sich mäßigen können, oder jenen es wieder versagen, mit denen man sich auch nur einmal hat eingelassen. Der Appetit kömmt, indem man ißt. Man waget es immer noch einmal; aber so oft und so lange, bis endlich ein unglückvoller Schritt geschieht, den man nachmals allezeit, aber gemeiniglich nur zu spät bereuet.

Casimir der II. König in Pohlen spielte öfters mit einem seiner Edelleute, welcher eines Tages wirklich alles sein Geld verlohr. Der Edelmann vergaß vor Unmuth seine Pflichten, und weil er sich am Glücke selbst nicht rächen konnte, vergriff er

er sich an dem Günstlinge desselben. Er fieng zu streiten an, und in der Zornhitze gab er sogar dem Könige, seinem Herrn, eine Ohrfeige. Er wurde verurtheilet den Kopf zu verlieren; aber der großmüthige König wiederrief das Urtheil, und sprach solches selbst wider sich, indem er sagte: ich erkläre mich in dieser Sache allein für strafbar; denn ich muß durch mein Beyspiel eine schädliche Gewohnheit nicht unterstützen, welche bey dem Adel ohnehin so sehr eingewurzelt ist, und dessen gänzlichen Untergang nach sich ziehen könnte.

CV.

Von Spöttereyen.

Ein Spötter, der sich auf Kösten anderer gerne lustig machet, hat zu wenig Autorität dazu, wenn er nicht zugleich eine Oberkeit ist; und wenn er dieß wirklich ist, so hat er dessen zu viel. Schier allezeit läuft er Gefahr; und überall scheuet man sein spöttisches Genie, obschon man über seine Einfälle zuweilen auch lachet.

Ein Jüngling von achtzehn Jahren, der über einen Mann lachte, dessen äußerliches Ansehen ihm gar nicht alt zu seyn schien, glaubte sehr witzig zu spotten, indem er ihn fragte, wie alt er wäre. — „Ich werde euch dieses so ge„rade hin nicht sagen,“ erwiederte dieser: „aber ihr könnet glauben, daß ein Esel „von achtzehn Jahren älter ist, als ein „Mensch von vierzig.“

CVI. §.

Vom Tadel.

Unglücklich sind die, welche gerne tadeln, und von Sachen urtheilen, von denen sie doch wissen, daß sie selbe im Grunde nicht verstehen. Diese Leute wurden mit ihren Aussprüchen nicht so dreiste heraus gehen, wenn sie bedenketen, daß sie eben dieses Fehlers wegen am meisten selbst zu tadeln sind; und daß man sich anderer Orten gleicher Freyheit auch gegen sie bedienen werde. Ihr ganzes, nur von einfältigen Leuten durch ihre Tadelsucht erschnapptes Ansehen endet sich sodann mit einer desto größern Schande, fast eben so, wie die garstigen Schweife der abenteuerlichen Meersirenen.

Als

Als einst ein Schuster an den Schuhen eines Gemäldes etwas tadelte, verbeßerte Apelles den daran vermerkten Fehler. Der Schuster, der auf seine Anmerkung, da er sie verbeßert sah, stolz war, fieng auch an das Bein zu tadeln. Worauf der Maler ihm die bekannte Antwort gab, die zum Sprichworte geworden ist: Ne Sutor ultra crepidam. **Schuster bleib bey deinem Leiste.**

Ein Schneider **Heinrichs** des IV. hatte ein kleines Werkchen von Verbesserung des Staats aufgesetzt, welches er auch dem Könige, seinem Herrn, übergab. Der König nahm es lächelnd an, sah ein paar Seiten davon durch, und sagte sodann zu einem seiner Kammerdiener: „**Rufet mir doch „geschwind meinen Kanzler her; er soll „mir das Maaß zu einem Kleide neh„men; denn mein Schneider schreibt von „Verbesserung des Staats.**" — Welch eine schöne Lehre für jeden, der sich über Gegenstände waget, die er doch nie studieret, nie geübet, und eben darum im Grunde niemals eingesehen hat! so einem Witzlinge sollte man eben jenes auf den Aermel schreiben: — — **bleib bey deinem Leiste.**

CVII. §.

CVII. §.

Vom Tode.

So sehr der Leib von der Seele zerschieden ist, eben so groß ist der Unterschied zwischen dem Tode des Menschen, und dem Tode des Thiers. Dieses stirbt ganz dahin. Der Mensch aber lebt immer, auch nach seinem Tode, weil seine Seele ein unsterblicher Geist ist. — Es liegt vieles daran, daß junge Leute bey Zeit sich hievon einen gesunden Begriff machen, damit sie den zeitlichen Tod nicht zu sehr fürchten, zugleich aber für ihr ewiges Leben, auch schon in der Jugend zu sorgen niemals verabsaumen. Auch junge Leute nimmt der Schöpfer oft durch einen fruhzeitigen Tod zu sich, und er will zuweilen schon in der Blühte ihrer Jahre, so wie von dem frommen Isaac, auch von ihnen dieß Opfer haben.

Der Tod ist eine Strafe der Sünde. Kein Wunder ist es also, daß er so häßlich ist. Doch, der Tod zerstört nur das Haus, nicht den Einwohner, wie der heilige Augustin saget. Nur den Leib zerstöret der Tod, und zwar nur bis

auf eine kurze Zeit, die GOtt bestimmet hat, wo dann diese Hülle aus ihrem Staube wieder aufleben und empor steigen wird, so wie die Lilien im Frühlinge wieder empor wachsen. — Der Tod zernichtet die Seele nicht, er fodert sie nur von dem Leibe; und da dieser in sein Grab geht, so steigt zugleich die Seele aus dem Ihrigen, aus dem Leibe nämlich, in welchem sie, so zu reden, begraben war, zu einem besseren, zum ewigen Leben hervor. —

Welch ein süßer Trost für uns Sterblichen! aber nur für den Gerechten, nur für den Tugendhaften, nur für den wahren Christen, dem das Sterben niemals weder zu schmerzlich, noch zu fürchterlich wird, sondern sogar zur Freude, zum Trost und zur Ehre geworden ist, seitdem der Mensch-gewordene GOtt, um die Seinen durch sein Beyspiel anzumuntern, und sie seiner trostvollen Verheissungen vollkommen zu versichern, selbst für den Menschen gestorben ist.

Der große Weltapostel Paulus wünschte sich zu sterben, und zwar bald zu sterben, nur damit er Christum, seinen Erlöser, bald se-

hen

hen könnte (Philipp. I.) — Eben dieß war der Wunsch des heiligen Kirchenlehrers **Hieronymus**, da er mit den Worten aus den hohen Liedern den Tod, den sonst so schrecklichen Tod seine liebe Schwester nannte. **Komm, o meine Schwester! sagte er: komm, o meine Braut! komm und zeige mir jenen, nach welchem meine Seele sich sehnet. Zeige mir den Ort, wo mein GOtt sich aufhält; den Ort, wo Christus, mein Geliebter wohnet. — Ich will nicht länger hier auf der Erde bleiben. Ich will Heim; ich will nach Hause, vom Elend ins Vaterland;** So seufzte mit einer christlichen Heldentugend auf ihrem Sterbebett **Maria von Oegnies**, eine heilige Wittwe.

Ein heydnischer Landvogt in **Paraquarien** hatte acht Nebenweiber, die er alle zu verlassen des Schlusses war, um nach Anweisung des christlichen Gesetzes nur mit einer allein sich rechtmäßig zu verehlichen. Ich liebe sie alle **inniglich,** „ **aber noch mehr liebe ich JEsum Chri-** „ **stum, und sein heiliges Gesetz,** sagte dieser Heyd, da er mit seinen Weibern in die Kirche der

Christen kam. Er wurde demnach, als einer der vornehmsten unter dem Volke, mit aller Feyerlichkeit getauft; aber auch bald darauf sehr gefährlich krank, als hätte die Güte GOttes eben diesen Zeitpunkt erwarten wollen, um ihn zu sich in den Himmel abfodern zu können. Weil nun ein gleiches bey den Neugetauften in diesen Ländern sich öfters ereignet, und die Heyden deßhalben den christlichen Tauf, als wäre dieser eine Beförderung des Todes, zu scheuen pflegen, so bezeigte der Mißionarius dem Landvogte über die gegenwärtige Todesgefahr sein größtes Leid. Worauf dieser antwortete: Pater! wenn ich „ noch ein Heyd wäre, so hätte man wohl „ Ursache meinen Tod zu beweinen. Da ich „ aber jetzt als ein Christ sterbe, so muß „ man mir hiezu vielmehr Glück wünschen; „ weil ich als ein Erb des Himmels von „ dieser Welt in einen bessern Ort abgehe, „ und nicht so fast sterbe, sondern ewig zu „ leben anfange."

Leonard Kimura, ein Geistlicher aus der Gesellschaft JEsu, wurde des christlichen Glaubens wegen im Jahre 1619. zu Nangasachi in

seinem

seinem Vaterlande mit langsamen Feuer gebraten. Nachdem er in dieser schrecklichen Peine mit schier unglaublicher Beständigkeit, und mit allgemeiner Erstaunung des Volkes lang ausgehalten, nahm er endlich die glüenden Kohlen, als eine kostbare Gab GOttes in seine Hände; legte solche zum Zeichen der Ehrerbiethigkeit auf sein Haupt, und singend lud er alle Völker ein, mit ihm den Urheber des Lebens zu loben. So starb er. — Dieß wohl: dieß heißt sterben wie ein Held!

CVIII. §.

Vom Troste.

Nicht große Güter, oder hohes Ansehen, derer man keines aus dieser Welt mitnehmen kann; Nicht die Stärke und Gesundheit des Leibes, welcher gar bald wie ein schwaches Gebäude zerfällt; nicht die vielen Freunde, die uns zur Zeit des Todes, und oft noch eher verlassen: kurz zu sagen, nichts anderes kann für den Weisen der wahre Grund des Trostes seyn, als nur das Vergnügen über eine gute That. Diese Gattung des Trostes kann uns niemand rauben, und die Ehre davon

von machet uns in dem Andenken der Menschen unsterblich; denn diese lebet noch hier auf Erde, auch nach unserm Tode, da wir als gute Christen die ewig glückseligen Früchte davon mit Christo schon im Himmel genießen.

Der undankbare Nero, der des Seneca, seines Lehrmeisters, gerne los seyn wollte, verwickelte diesen tugendhaften Mann in die Verschwörung des Piso, und verurtheilte ihn, so wie die anderen, zum Tode. Seneca hörte sein Todesurtheil an, ohne die geringste Unruhe von sich blicken zu lassen; und, weil man ihm sogar den Trost, sein Testament zu machen, nicht gestatten wollte, sagte Seneca zu den Seinigen: „Wohlan! so überlasse ich euch das einzi„ge, aber zugleich das Kostbarste, das „Bild meines untadelhaften Lebens, wor„auf ich allezeit beflissen war. Dieß allein „wird für mich, und für euch allezeit der „vollkommenste Trost seyn.“ —

CCI. §.

Von der Tugend.

Gebet dem Menschen alles, nur die Tugend nicht, und ihr werdet nichts zu seinem Glücke gethan haben, sagte Plato: das Haupt der akademischen Secte. — Gewiß! auch die schönsten Gaben und die größten Talente sind ohne die Tugend gemeiniglich das schädlichste Gift; sie sind wie die Waffen in der Hand eines Rasenden, womit dieser auch den Unschuldigsten, so wie sich selbsten, ermordet. — Umsonst also hoffen junge Leute ihr Glück zu machen, wenn sie solches anders, als durch die Tugend suchen; und zwar durch eine wahre, nicht durch eine gekünstelte, nur politische Scheintugend, welche ihnen bey der klugen Welt nicht besser Ehre machet, als der leere Beutel ohne Geld. — Die ganze Weisheit besteht in der Ausübung der Tugend, sagte der griechische Philosoph Antisthenes: und wir Christen haben dessen die untrügliche Versicherung aus dem Evangelium.

Als eines Tages in Gegenwart des Agesilaus mit prächtigen Ausdrücken von dem großen Könige geredet wurde, ein Titel, welchen die persischen Monarchen sich geben ließen, sprach Agesilaus: Ich begreife nicht, wie er größer ist als ich, wenn er nicht tugendhafter ist.

Man fragte einen Jüngling, was er endlich durch so viele Jahre in der öffentlichen Schule gelernet habe. Er antwortete: „tugendhaft zu „seyn.“ Und in was besteht diese Tugend, fragte man weiters: „In diesem, erwiederte der weise Knab, “daß ich eine Freude habe, wenn „ich Leute sehe, die noch tugendhafter, und „auch glücklicher sind, als ich.“ — So eine kluge Antwort war zugleich ein nicht geringer Beweis.

CX. §.

Von der Verleumdung.

Es ist leichter der Versuchung, als der Verleumdung zu entgehen; und nur der Tugendhafte ist gemeiniglich der Gegenstand der Verleumdung, weil er wider das Laster sich öffentlich erkläret, und dem Gottlosen das Sündenhandwerk niederleget, oder doch dessen Partey anzunehmen standhaft sich weigert. Die Verleumdung von dem Gottlosen ist demnach ein sicheres Beweisthum von der guten Aufführung des Tugendhaften, und diese gute Aufführung ist auch die beßte Widerlegung aller Verleumdung.

Dreyßig Jahre hielt sich JEsus der Welterlöser als eine Privatperson in der Stille; und dreyßig ganzer Jahre redete jeder, der ihn nur kannte, alles Gutes von ihm. Kaum aber fieng er sein Predigamt, und das Geschäft unsers Heiles an, sogleich war die Welt wider seine Unschuld mit Verleumdungen voll. — **Die Welt kann euch nicht hassen**, sagte der Heyland zu seinen Jüngern, bevor er sie zu predigen ausgesandt,

mich aber hasset die Welt, weil ich wider sie Zeugniß gebe, daß ihre Werke böse sind. Joa. am 7. Kap.

CXI. §.

Vom Ungefähr.

Es sind sehr viele Dinge, die sich oft und täglich mit uns ereignen; Dinge, die zwar dem Ansehen nach sehr geringe scheinen, die doch indessen nicht anders, als nur aus besonderer Anordnung, und aus Verhängniße GOttes geschehen, als ohne welchen gar nichts, auch nicht das Geringste geschehen kann. (Luc. 12.) Dergleichen Dinge geradehin, und überhaupt nur einem natürlichen Vorfalle, oder gar einem blinden Ungefähr zuschreiben wollen, dieß deucht mich eben so viel, als auf gut Atheistisch sagen: daß kein GOtt im Himmel sey, dessen Vorsichte uns, und diese unsre Welt regieret. Allein nur solche Leute reden in solchem Tone, bey denen das Licht des Glaubens zum Theil, oder auch gänzlich schon erloschen ist: Leute, die, wenn sie in den Zeiten Christi gelebet hätten, mit geichem Scheingrunde sogar

die Wunder Christi aus pur natürlichen Ursachen hergeleitet, und ausgeklügelt hätten: Leute, die fast alles, so, wie die Thiere, nur mit fleischlichen Sinnen anschauen, und eben darum schier mehr Vieh als Mensch sind.

Der Gerechte entgegen sieht alles mit einem besseren Auge an, nur mit dem Auge eines lebhaften Glaubens. Er nimmt sein Schicksal nicht von dem blinden Ungefähr, sondern allezeit nur von der Hande GOttes her; weil er wohl weis, daß ohne diese weder etwas Großes, noch etwas Kleines geschehen mag. Er weis, daß die Wahrheit nicht lüget, welche saget: daß **ohne Wissen und Willen des himmlischen Vaters auch kein Haar von unserm Kopfe fallen werde;** (Luc. 21.) Und daß dessen väterliche Vorsichte jedem Dinge **seinen Anfang sowohl** als **sein End bestimmet**, indem sie alles, gar alles, auch das Geringste allezeit **liebreichest anordnet.** (Sap. 8. 1.) — **Nein, es ist kein Uebel in der ganzen Stadt, gar keines ist es, welches nicht von dem Herrn gekommen,** saget GOtt selbsten durch den Propheten *): und er saget es nur darum

*) Amos. 3.

rum, damit wir Buß thun, und er uns wieder aufhelfen könne. — Dieß sind die Gesinnungen des Gerechten über das Schicksal dieser Erde; Und alles dieses ist ihm weit gewißer wahr, als wahr ist, daß es bey hellscheinender Sonne Tag ist.

Die Könige in Judenland, Roboam, *) Asa, **) und Joram, ***) wurden von ihren Feinden öfters mit Kriege überzogen, und ausgeraubet. Währender Regierung des Achab wurde das ganze Land Israel, nebst einer anhaltenden Tröckne, mit einer schweren Hungersnoth geplaget. ****) Und wer sollte es läugnen, daß diese Dinge aus ganz natürlichen Ursachen geschehen sind? Gewiß, die Witzlinge unsrer Tage würden darüber nur gelachet haben, wenn man ihnen hieraus eine besondere Anordnung, oder eine Strafe von GOtt hätte vorpredigen wollen. — Doch es war eben nicht anders. Alle diese so natürliche Zufälle waren die Strafen, womit GOtt, wie er es selbsten bezeuget, die Sünde des Volkes, der Könige, und ihrer Väter wollte gezüchtiget wissen.

Die

*) 2. Paralip. 12. **) 2. Paral. 16.
) 2. Paral. 21. *) 3. Reg. 18.

Die treulosen Söhne Jacobs bekannten es endlich *), daß alles ihr Unheil nur eine Straf jener Sünde sey, die sie an ihrem unschuldigen Bruder Joseph, schon vor vielen Jahren, verübet hatten. Und selbst die abgöttischen Philistäer gaben GOtt die Ehre, und sie gestunden **) es öffentlich, daß die Unglücke ihres Volkes nicht von einem Ungefähr, sondern nur wegen der Arche Israels von der rächenden Hand GOttes herkämen. — Wie? wäre es nicht eine große Schande, wenn unter uns Christen einige, sogar von Juden und Heyden die Furcht GOttes noch lernen müßten? — Wenn des Menschen Sohn wieder kommen sollte, wurden wohl seine Wunder, wurden seine Drohworte auch jetzt einen Glauben finden? ***) Doch, die Menschenkinder haben die Bücher des Moyses, sie haben die Propheten; diese sollen sie anhören, sagt GOtt: ****) Und diese werden es ihnen bezeugen, daß nicht ein blindes Ungefähr, sondern, daß nur die Hand des HErrn dieses und jenes gethan, und über sie verhenget hat, wie bey Amos am 3. Kap. zu lesen.

CXII. §.

---

*) Gen. 42. **) 1. Reg. 5. & 6.

) Luc. 18. *) Luc. 16.

CXII. §.

Von den Vorgesetzten.

Nichts ist mächtiger, als das Beyspiel der Vorgesetzten, besonders der Großen. Was diese thun, und, was sie nicht thun, dieß ist gemeiniglich die Richtschnur, nach welcher die Untergebenen ihre Gesinnungen und Handlungen zu lenken pflegen; und dieß zwar in allen Stücken, und in allen Ständen von der Hütte des Bauers bis in das Innerste des königlichen Palastes.

Noushirvan, ein König in Persien, dem sein Volk seiner Tugend wegen den **Gerechten** nannte, war einst anf der Jagd, und wollte sich von dem erlegten Wildprette eine Mahlzeit zurichten lassen. Da es am Salze fehlte, schickte der König nach dem benachbarten Dorf, befahl aber zugleich bey hoher Strafe, es nicht ohne Bezahlung zu nehmen. „**Nun, was würde es auch für** „ **eine Sach seyn**, sagte einer von den Hofleuten: „ **wenn man ein Bißchen Salz nicht be**= „ **zahlte?** — **Noushirvan** gab darauf zur Antwort: „**Wenn der Regent aus dem Garten**

„ seines

„ seines Unterthanen heut einen Apfel „ nimmt, so werden die Hofleute morgen „ gewiß den ganzen Baum ableeren.“

Karl der XII. König in Schweden sah einst einen misvergnügten Soldaten, der ein Stück schwarzes, und verschimmeltes Brod aus Gerste und Haber gebacken in Händen trug, welches damals die ganze Speise seiner Truppen war, und woran es ihnen auch öfters fehlte. Der König nahm das Brod, aß es ganz auf, und sagte sodann kaltsinnig zu dem Soldaten: „ Es ist eben „ nicht gut, aber es läßt sich essen.“ Durch so eine Aufführung machte der König, daß seine Armee Widerwärtigkeiten ertrug, die sonst dem gemeinen Manne würden unerträglich geschienen haben.

CXIII. §.

Von Vorwürfen.

Mache nicht leicht jemanden einen Vorwurf; es steht dieß eigentlich nur dem Obern zu, ohne dessen Autorität das Vorwürfemachen gemeiniglich der Beweis eines groben Unverstandes ist. Aber auch die Oberen müssen dießfalls behutsam zur Sache gehen, wenn sie anders nicht Gefahr laufen wollen, statt der Antwort eine Erwiederung zu bekommen, die ihnen oft ganz unerwartet ist.

Einer, der in seinen Geschäften mehr darauf sah, wann es ihm, als, wann es anderen gelegen wäre, machte einst seinem Freunde den Vorwurf mit Vermelden: „so treffe ich sie „dann niemals an, als oft ich zu ihnen „kommen will.“ Ja, antwortete dieser: weil „sie niemals kommen wollen, als nur, wo „ich nicht anzutreffen bin.“

Nachdem der türkische Kaiser Soliman Belgrad erobert hatte, kam ein altes Weib zu ihm, und

und beschwerte sich, daß seine Soldaten alles ihr Vieh in einer Nacht gestohlen hätten, worinn doch ihr ganzes Vermögen bestand. — „Ihr müsset „auch sehr feste geschlaffen haben, sagte ihr „der Sultan mit lachendem Tone, daß ihr „die Räuber nicht gehört habt." — Frey„lich schlief ich, gnädiger Kaiser, erwiederte „die Alte: und zwar in dem Vertrauen „schlief ich, daß Eure Hoheit für die allge„meine Sicherheit wachen würden." — Der Sultan, dem es nicht an Erhabenheit des Geistes fehlte, billigte diese Antwort, so dreust sie auch war, und ersetzte ihr den Schaden, den er hätte verhüten sollen.

CXIV.

Vom Urtheilen.

Man muß lange zuvor denken, und man muß ohne Vorurtheile denken können, wenn man die Wahrheit zu finden verlanget; wenn man mit der betrognen Welt nicht betrogen werden, und in seinem Urtheile, besonders gegen den Nächsten nicht irren will.

Was hab ich dann Böses gethan? rief der Philosoph Antisthenes auf, da man ihm sagte, daß er von den Leuten gelobet werde. — Nämlich das schmeichelhafte Lob des Sünders ist die Schande des Gerechten; und das beßte Kennzeichen, das man lobenswürdig sey, ist dieß, wenn man von den Lasterhaften getadelt wird.

CXV. §.

Von der Wahrheit.

Die Wahrheit ist die Mutter der Weisheit; aber ihre ungerathene Stieftochter, von der sie fast überall begleitet wird, ist der Haß. Glückselig also darf sich der Pöbel achten, und jeder, dem man die Wahrheit gerade hin, und ohne Scheu sagen darf. Unglücklich entgegen sind gewiße Leute, benanntlich die Adelichen, weil man in Sachen, die ihre Person betreffen, ihnen gemeiniglich mehr Schmeicheley, als Wahrheit saget, und dieß zwar allezeit nur zu ihrem größten Schade.

Als Antiochus der VII. König in Syrien einst auf der Jagd sich verirret, und von seinen Leuten verlohren hatte, mußte er in einer Bauers-

hütte,

Hütte, die er gählings antraf, übernachten. Da ihn die Leute nicht kannten, lenkte er bey dem Essen das Gespräch auf seine Person, über die Aufführung des Königs. Man sagte ihm hier ganz aufrichtig und einfältig viele Dinge, die für ihn sehr wichtig, und eben so unerwartet waren. Antiochus antwortete nichts darauf. Am folgenden Tage, als seine Hofleute, die ihn überall suchten, auch dahin kamen, erzählte er ihnen, was er in dieser Hütte gehört; er gab ihnen zugleich einen derben Verweis mit Vermelden: „Seit ich „euch in meinen Diensten habe, so habe „ich in Dingen, die mich angehen, noch „nie die Wahrheit gehört, als nur gestern.“

CXVI. §.

Von den Widerwärtigkeiten.

Nichts ist größer, als ein Mensch, der sein widriges Schicksal mit Großmuth auszuhalten weis. Weil aber junge Leute gemeiniglich, wie die zarten Pflanzen, in der Tugend noch schwache sind, so ist auch für diese nichts gefährlichers, als, wenn sie den Tugendhaften im Unglücke, den lasterhaften Schmeichler entgegen im Glücke, und im

Ueberfluße sehen. Doch, eben dieß ist das Geheimniß der göttlichen Vorsicht; und nur der Thor, nur der Unglaubige ist es, welcher die Tugend, und die gerechte Sache des Menschen von dessen zeitlichen Schicksalen abmessen will. Der Gerechte muß durch widrige Zufälle geprüfet werden, damit er die Feste seines Glaubens, den Grund seiner Hoffnung, und die Größe seiner Seele zeigen könne; damit es offenbar werde, ob seine Liebe uneigennützig sey, und, ob er GOtt wegen GOtt allein, oder nur seiner zeitlichen Wohlthaten wegen gedienet habe. — Nur in Mitte der Feinde, nur bey einem gefährlichen Posto kann der Soldat seinem Könige, und der Gerechte sowohl sich, als seinem GOtt wahrhaftig Ehre machen. Da indessen ein großer Theil Leute durch zeitliches Glück immer nur unglücklicher wird, weil man hiedurch gemeiniglich nur desto stolzer, und seines GOttes vergeßner wird.

„ Mein Sohn! der Platz eines Königes ist da, wo die Gefahr ist, sagte der große Ludwig XIV. zum Dauphin, als sie bey den Belagerungen von Mons und Namur zu gegen waren.

„ Weil

„Weil du gerecht warest, darum hat „dich GOtt durch Widerwärtigkeit prüfen „müssen,“ sprach der Engel zu dem frommen Tobias. Ja selbst der Sohn GOttes hätte seine göttlichen Tugenden niemals so scheinbar machen können, wenn er nicht eben so, wie er es wirklich gethan hat, hätte leiden, und sterben wollen.

CXVII. §.

Von den Wissenschaften.

Die Künste und die Wissenschaften adeln die gemeinste Herkunft, und sie erniedrigen den König, der ihren Werth nicht kennet.

Virgil las seine Verse dem Herrn der Erde, dem Augustus in seinen Zimmern vor. Horaz ward von dem Kaiser zum Lieblinge gewählet, und Horaz dorfte ausschlagen des Kaisers Liebling zu seyn, ohne von diesem die Ungnade zu befürchten. Der gelehrte Pope war ein Katolik, ein verhaßter Nam bey einem Volke, bey welchem die Vorurtheile, die es hat, vorzüglich mächtig sind. Gleichwohl ist Pope der Freund und die Freude dieser

Nation gewesen, und sein Bildniß steht annoch in den meisten Häusern von **Britannien.**

Der große Weltbezwinger **Alexander** hatte das ganze **Asien** schon besieget, da er seinem Lehrer, dem **Aristoteles** schrieb, er wollte lieber durch ein ausnehmendes Kenntniß und durch Wissenschaften, als durch die Größe seiner Macht über alle Sterbliche erhoben seyn. Ja er trug kein Bedenken dem **Diogenes** bey seinem Faße in **Corinthus** zu sagen: **„Ich möchte Diogenes „seyn, wenn ich nicht Alexander wäre.“** — So sehr, und billig sind Künste und Wissenschaften von Fürsten und Völkern allezeit geachtet worden, und zwar also, daß bey dem weisen Theile der englischen Nation nur die innere Würde des Menschen den wahren Werth des Menschen ausmachet, und daß selbst der Staatsminister von den Engländern verachtet wird, wenn er in Wissenschaften nicht ist, was er seyn soll.

Ein Hofmann sprach einst zum Könige von **Arragonien** und **Sicilien** **Alphonsus** den V, er erinnere sich in der Geschichte gelesen zu haben, daß ein gewißer König gesagt, die Wissenschaften

schickten sich für vornehme Leute nicht, und folglich dürften diese sich nie den Kopf damit anfüllen. „Du irrest mein Freund! antwortete ihm Alphonsus: „kein König, sondern ein „Esel hat es gesagt.“

CXVIII. §.

Vom Ziel und Ende des Menschen.

GOtt dienen, und dieß zwar zu jeder Zeit, in allen Ständen, in allen Dingen, dieß ist alles, und das Einzige, warum der Mensch erschaffen ist. Es ist also nichts nothwendigers, als GOtt dienen; Es ist aber auch nichts leichters, und nichts nützlichers. Dieses sollen wir als Kinder vor allem anderen lernen; dieß sollen wir im männlichen Alter stets gedenken, und als betagte Greise niemals vergessen: nämlich, daß wir nur darum leben, damit wir den göttlichen Willen anbethen, und vollziehen mögen. Alle unsere Meynungen, Absichten, und Werke müssen demnach nur dahin abzielen; weil alles andere allezeit ein leerer Schuß neben der Scheibe ist.

Man erzählte vom Kaiser Karl dem V, daß er einst einen todkranken Hofherrn besuchet, dem er seiner großen Verdienste wegen alle kaiserliche Gnad und höchste Hulden antrug. — „Nur um „eine einzige Stund bitte ich, daß Eure „Majestät mir das Leben verlängern,“ sagte der Sterbende. Der Kaiser seufzte hierüber, mit Vermelden, daß er dieses zu thun unfähig, und ja selbst ein sterblicher Mensch wäre. Worauf der Todkranke mit Vergießung der bittersten Zäher sprach: „so hab ich dann mein ganzes „Leben nur zum Dienste eines Menschen „verwendet, der mir jetzt meine Täge auch „nicht um eine Stunde verlängern kann! „— mich Elenden! — ich gehe nun aus „der Welt, bevor ich gelernet habe, warum, und zu welchem Ende ich auf diese Welt gekommen bin.“ — So starb er. —

Ich muß dich doch etwas fragen, sprach ein junger Adler zu einem tiefsinnigen, grundgelehrten Uhu. Man sagt: es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, als oft er in die Luft steigen will, mit dem Schweife voraus, mit dem Kopf aber gegen die Er-

de

de gekehret fliege. Ist das wahr? „Ey dieß „ ist eine albere Erdichtung des Menschen, der „ wohl selbst ein solcher abenteuerlicher Merops „ seyn mag, weil er den Himmel, zu dem er er= „ schaffen ist, nur gar zu gerne erfliegen möchte, „ ohne die Erde, auch nur auf etwelche Augen= „ blicke, aus dem Gesichte zu verlieren. Aber „ eben dadurch verliert er beydes; die Erde, weil „ er für diese nicht erschaffen ist, und zugleich „ den Himmel, weil er für diesen weniger, „ als für die Erde besorget ist.“

Ver=

Verzeichniß

des Innhalts, und der Abschnitte.

		Seite.
I. §.	Vom Adel — —	— 7
II. §.	Vom Alter — —	— 9
III. §.	Von der Arbeitsamkeit	— 10
IV. §.	Vom Aeußerlichen —	— 11
V. §.	Vom Aeußerlichen in der Andacht — —	— 12
VI. §.	Von der Aufrichtigkeit	— 15
VII. §	Von der Beleidigung	— 15
VIII. §.	Von der Belohnung	— 17
IX. §.	Von der Bescheidenheit	— 17
X. §.	Von der Besserung	— 18
XI. §.	Vom Betruge — —	— 19
XII. §.	Von der Betrübniß	— 20
XIII. §.	Vom Beyspiele —	— 20
XIV. §.	Vom Beyspiele der Heyden — —	— 21
XV. §.	Vom Bücherlesen —	— 23
XVI. §.	Von Christo, dem Welt-erlöser — —	— 24
XVII. §.	Von Comp'imenten	— 26
XVIII. §.	Vom Criuisiren —	— 28

XIX. §.

Seite.

XIX. §. Vom Denken — — — 29
XX. §. Vom Disputiren — — 30
XXI §. Von der Ehre. — — — 31
XXII. §. Von der Ehrerbiethung — 33
XXIII. §. Von der Ehrlichkeit — 34
XXIV. §. Vom Eigennutze — — 35
XXV. §. Vom Eigensinne — — 37
XXVI. §. Von der Einsamkeit — 38
XXVII. §. Von den Ergötzlichkeiten — 39
XXVIII. §. Von der Erkenntlichkeit — 40
XXIX. §. Von dem Erkenntniß des Bösen — — — 43
XXX. §. Von der Erziehung — 44
XXXI. §. Von der Faulheit — — 45
XXXII. §. Vom Fehlen — — — 47
XXXIII. §. Von den Feinden — — 48
XXXIV. §. Von Feyertägen — — 50
XXXV. §. Vom Fleiße — — — 50
XXXVI. §. Vom Freveln über Glaubenswahrheiten — 51
XXXVII. §. Von der Frömmigkeit — 53
XXXVIII. §. Vom Gebethe — — — 55
XXXIX. §. Von den Gebrechlichkeiten des menschlichen Leibes. — — — 57
XL. §. Von der Geduld — — 58
XLI. §. Von der Gefahre — — 60
XLII. §. Vom Gehorsam — — 60
XLIII. §. Vom Gelde — — — 62

XLIV. §.

Seite.

XLIV. §. Von der Gelegenheit — 62
XLV. §. Von der Gelehrsamkeit — 63
XLVI. §. Von der Gerechtigkeit — 64
XLVII. §. Von den Geschäften — 65
XLVIII. §. Von der Geschämigkeit — 66
XLIX. §. Von der Geschwätzigkeit — — — 67
L §. Von der Gesundheit — 68
LI. §. Von dem Gewissen — 68
LII §. Von der Gewohnheit — 69
LIII. §. Vom Glücke — — — 71
LIV. §. Von der Gleichmüthigkeit — — — 72
LV. §. Von GOtt — — — 73
LVI. §. Von der Großmuth — 75
LVII. §. Von den Grundsätzen eines gesitteten Lebens. — — — 79
LVIII. §. Von der Gunst — — 81
LIX. §. Von der Gütigkeit — — 82
LX. §. Von der Gutthätigkeit — 83
LXI. §. Von der Habsucht — — 84
LXII §. Von der Herzhaftigkeit — 86
LXIII. §. Von der Höflichkeit — 88
LXIV. §. Vom Hochmuth — — 89
LXV. §. Von der Jugend — — 90
LXVI. §. Von der Keuschheit. — — 92
LXVII. §. Vom Klagen — — — 95
LXVIII. §. Vom Klagen wider die Oberkeiten — — — 96

		Seite.
LXIX. §.	Von der Kleidung —	97
LXX. §.	Von Krankheiten —	98
LXXI. §.	Vom Laster. — —	100
LXXII. §.	Von Leidenschaften —	102
LXXIII. §.	Leben, langes — —	103
LXXIV. §.	Von der Leutseligkeit — — —	104
LXXV. §.	Vom Lobe — — —	105
LXXVI. §.	Vom Lügen — —	107
LXXVII §.	Von der Mäßigkeit —	108
LXXVIII. §.	Vom Menschen — —	110
LXXIX. §.	Von Meynungen u. Vorurtheilen —	112
LXXX. §.	Vom Mistrauen —	114
LXXXI. §.	Vom Mitleiden — —	116
LXXXII. §.	Von den Müßiggängern. — —	117
LXXXIII. §.	Von der Nachahmung — — —	118
LXXXIV. §.	Vom Neid — — —	122
LXXXV. §.	Von der Ordnung —	123
LXXXVI §.	Vom Patriotismus —	123
LXXXVII §.	Vom Pöbel — —	116
LXXXVIII. §.	Von den Predigten —	128
LXXXIX. §.	Vom Putze — — —	130
XC. §.	Von der Rache — —	131
XCI. §.	Vom Rathe — —	135
XCII. §.	Vom Reden — —	136
XCIII. §.	Vom Reichthum —	137

XCIV. §.

Seite.

XCIV. §.	Von der Religion —	139
XCV. §.	Von der Ruhmsucht —	141
XCVI. §.	Von der Sanftmuth —	142
XCVII. §.	Von der Sauberkeit —	146
XCVIII. §.	Vom Scherze — — —	147
XCIX. §.	Von der Schmeicheley —	148
C. §.	Von der Seele des Menschen — —	149
CI. §.	Von der Sittsamkeit —	151
CII. §.	Von Sonderlingen —	152
CIII. §.	Von der Sparsamkeit —	154
CIV. §.	Vom Spielen — —	157
CV. §.	Von Spöttereyen — —	158
CVI. §.	Vom Tadel — — —	159
CVII. §.	Vom Tode — — —	161
CVIII. §.	Vom Troste — — —	165
CIX. §.	Von der Tugend — —	167
CX. §.	Von der Verleumdung —	169
CXI. §.	Vom Ungefähr — —	170
CXII. §.	Von den Vorgesetzten —	174
CXIII. §.	Von Vorwürfen — —	176
CXIV. §.	Vom Urtheilen — —	177
CXV. §.	Von der Wahrheit — —	178
CXVI. §.	Von den Widerwärtigkeiten — — —	179
CXVII. §.	Von den Wissenschaften —	181
CXVIII. §.	Vom Ziel und Ende des Menschen — — —	183

München 1774.

APPROBATIO.

Lehrreiche Gedanken ꝛc.

Imprimatur.

Signatum München in dem churfl. hochlöbl. Büchercensurcollegio den 18. Julius 1771.

Wilhelm Wodiczka,
Secretarius.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schönberg, Matthias von

Lehrreiche Gedanken mit kleinen Begebenheiten zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend

München 1771 [erschienen] 1774

Mor. 1297 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10598088-2
VD18 15247570-001